

Kein **KIND**
zurücklassen!
Kommunen in NRW beugen vor

Reportagemagazin





EIN LEBENDIGER EINDRUCK VON PRÄVENTION

„Kein Kind zurücklassen! Kommunen in NRW beugen vor“ ist ein richtungweisendes Modellvorhaben der Landesregierung und der Bertelsmann Stiftung, das die Weichen für gute Bildung und gelingendes Aufwachsen von Kindern und Jugendlichen stellt.

Seit Anfang 2012 haben sich insgesamt 18 Kommunen auf den Weg gemacht, um kommunale Präventionsketten aufzubauen. Dabei werden vorhandene Kräfte und Angebote in den Städten und Gemeinden gebündelt und Angebote der Bereiche Gesundheit, Bildung, Kinder- und Jugendhilfe und Soziales miteinander verknüpft. So sollen Kinder und ihre Familien unterstützt werden – lückenlos von der Schwangerschaft bis zum Eintritt ins Berufsleben. Da, wo es noch Lücken gibt, nehmen die Kommunen den Aufbau von Angeboten für bestimmte Altersphasen in den Fokus, um am Ende - im Sinne einer Präventionskette - Unterstützung für alle bieten zu können. Die Reportagen stellen deshalb Angebote für bestimmte Altersphasen wie die Schwangerschaft und Geburt, rund um die Kita, von der Grundschule bis in die weiterführende Schule und rund um die Jugendphase vor.

Das Reportagemagazin gibt einen Einblick in die praktische Arbeit der Fachkräfte einzelner Modellkommunen. Geplant ist, langfristig alle Modellkommunen in diesem Format vorzustellen. Diese Publikation vermittelt auf lebendige Weise, wie Präventionsarbeit jeden Tag vor Ort umgesetzt wird. Im Mittelpunkt der vorbeugenden Arbeit stehen die Kinder, Jugendlichen und Familien. Die Reportagen sind zwischen 2013 und 2015 auf der Website www.kein-kind-zuruecklassen.de erschienen und können dort ebenfalls nachgelesen werden.



INHALT

Rund um Schwangerschaft und Geburt

- Moers**, Kleine Elfen für junge Familien 8
Hamm, Willkommensbesuche 12

Rund um die Kita

- Oberhausen**, Bildung und Erziehung gemeinsam gestalten 16
Mönchengladbach, Brücke des Vertrauens 20
Kreis Warendorf, Kooperation statt Konkurrenz 24

Von der Grundschule bis in die weiterführende Schule

- Dormagen**, Sicherheit und Orientierung geben 30
Gelsenkirchen, Abenteuer lernen 32
Kreis Düren, „Erste-Hilfe-Kurs im Deutschlernen“ 34
Witten, Mit der Schatzkiste in die neue Schule 38

Rund um die Jugendphase

- Arnsberg**, Robinson Crusoe für ein halbes Jahr 44
Gladbeck, „Das Rathaus für junge Menschen öffnen“ 48

Ein Netzwerk für gelingendes Aufwachsen

- Dortmund**, Das eigene Viertel besser kennenlernen 54



Rund um Schwangerschaft und Geburt

KLEINE ELFEN FÜR JUNGE FAMILIEN

Welche Chancen haben Neugeborene auf ein gelingendes Aufwachsen? Ein Screeningverfahren in Moers hilft Antworten zu finden.

An der Wand hängen Karten, auf denen „Vielen Dank“ oder „Wir sind dann mal weg“ steht. Daneben zwei große Bilder von schwangeren Frauen. „Wir hatten hier mal ein professionelles Shooting“, erzählt Sabine Kühnel, als sie gerade von ihrem Rundgang über die Station zurückkommt. Warme Farben, viel Licht und Babygesichter, wohin man schaut. Den Arbeitsplatz der erfahrenen Kinderkrankenschwester könnte man eher für ein Zimmer in einem Atelier halten als für das, was es tatsächlich ist: ein Büro im Bethanien-Krankenhaus in Moers.

Neben Bethanien wird auch im Krankenhaus St. Josef ein Screeningverfahren angeboten. Hinter dem technischen Begriff verbirgt sich ein kostenloses Präventionsangebot. „Wir gehen auf die Mütter zu und schauen anhand eines Fragebogens, ob es Belastungsfaktoren gibt, die ein gelingendes und gesundes Aufwachsen beeinträchtigen können“, erklärt Kühnel. „Dazu können Stress, Überforderungen oder andere persönliche Probleme zählen.“ Sie koordiniert die aufsuchende Elternarbeit auf der zweiten Etage des Krankenhauses Bethanien. Von den Müttern wird das Angebot als natürlicher Bestandteil des Klinikalltags wahrgenommen.

Positive Erfahrungen macht auch Martina Rensen-Michaelis. Sie ist Koordinatorin in der Geburtsklinik St. Josef. „Beim Screeningverfahren geht es häufig um sensible Themen. Dabei ist der Datenschutz natürlich unheimlich wichtig“, sagt sie. Gerade geht Rensen-Michaelis über den langen Krankenhausflur zu einer jungen Mutter, die vor drei Tagen einen Sohn zur Welt gebracht hat. „Nach der Einwilligung der Familien wird der Name im Computersystem automatisch in eine Fallnummer umgewandelt. Eine Rückverfolgung ist nicht möglich.“ Zusammen mit dem



Vertrauen schaffen von Anfang an: Koordinatorin Martina Rensen-Michaelis (l.) mit einer jungen Mutter.

Moers



Vier-Augen-Prinzip bei der Fallbesprechung: Anonym wird ein möglicher Hilfebedarf von Familien ermittelt.



Chefarzt oder einer Vertretung werde im Anschluss jeder Fall durch ein Vier-Augen-Prinzip überprüft. Wird Unterstützungsbedarf festgestellt, arbeitet eine große Zahl an Einrichtungen zusammen. Ob Kinder- und Jugendklinik, Gesundheits- und Jugendamt, freie Träger der Jugendhilfe, Kinder-, Jugend- oder auch Frauenärzte: Durch dieses Kooperationsnetz soll sichergestellt werden, dass die Familien passgenaue Hilfe erfahren. Sabine Kühnel und Martina Rensen-Michaelis sind für Familien die Lotsinnen, die geeignete Hilfen vermitteln.

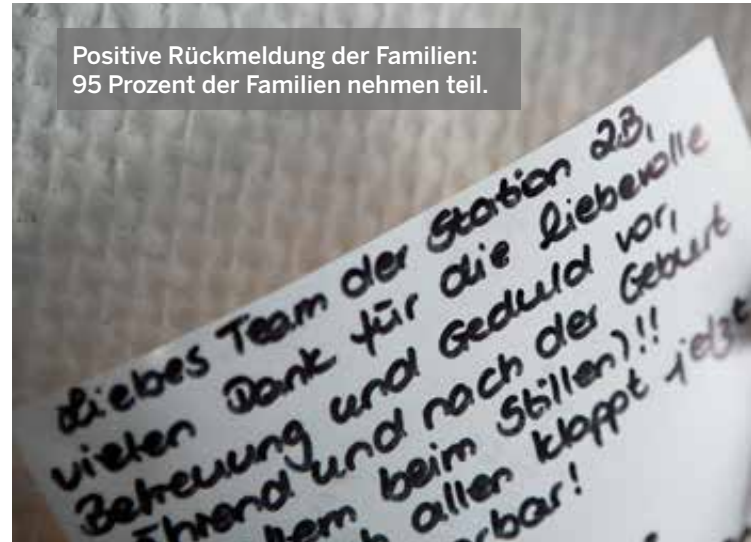
Und wie erfolgreich ist das Angebot? „Über 95 Prozent der Familien nehmen in Bethanien am Screening teil“, erklärt Sabine Kühnel stolz. Fünf bis sieben Prozent von ihnen benötigten tatsächlich Unterstützung. „Das bedeutet aber nicht, dass der Rest vom Screening gar nicht profitiert. Sie kennen jetzt einen Ansprechpartner, falls einmal Probleme auftreten sollten.“ Frühestens vier Wochen und spätestens 12 Wochen nach der Geburt wird mit einem Nachverfolgungsbogen die Entwicklung des Kindes und der Familie festgehalten.

Ortswechsel. Stephan Caniels arbeitet für die Stadt Moers. Von seinem Rathaus-Büro im zweiten Stock koordiniert er stadtweit die Frühen Hilfen. Er weiß, welche Umstände dazu führen, dass junge Familien auf Unterstützung angewiesen sind: „Geldsorgen stehen oft an erster Stelle.“ Hierbei kann häufig Hilfe von öffentlichen Institutionen vermittelt werden. „Oft spielen aber auch sozial-familiäre Probleme oder Beziehungsprobleme eine Rolle.“ Bei letzteren werden entsprechende Beratungsstellen miteinbezogen. Unterstützung wird auch benötigt, wenn ein Kind beispielsweise mit einer Behinderung geboren wird.

„Wir kommen in solchen Situationen als kleine Elfen“, erklärt Sabine Kühnel aus Bethanien und schmunzelt. „Wir kontrollieren hier niemanden.“ Ein wichtiger Punkt sei die Freiwilligkeit des Angebots. Auch könnten die Patientinnen selbst bestimmen, mit welchem Fachpersonal und mit welchen Institutionen über die eigene Situation gesprochen werden darf. Genau das ist ein wichtiger Punkt des Angebots. Martina Rensen-Michaelis bringt es auf



Positive Rückmeldung der Familien:
95 Prozent der Familien nehmen teil.



Sabine Kühnel im Bethanien-Krankenhaus: „Unheimlich entlastender Effekt für alle Beteiligten.“

folgende Formel: „Die Familien behalten die volle Kontrolle.“ Auch später könnten sie die Einverständniserklärung noch zurückziehen. Die Expertinnen in den Geburtskliniken haben auch dann noch ein offenes Ohr, wenn die Mütter mit ihren Kindern schon längst das Krankenhaus verlassen haben.

Parallelstrukturen werden vermieden und Ressourcen geschont. Es steht nur eine Person in direktem Kontakt zur Familie. Früher war das anders: Da kümmerten sich mehrere Ansprechpartner um eine Patientin und arbeiteten parallel. In Bethanien macht Kinderkrankenschwester Sabine Kühnel die Schublade ihres Schreibtisches auf und zieht einen Stapel Flyer hervor. „Früher bin ich mit fünf Info-Blättern zu den Müttern gegangen. Heute nehme ich nur noch einen mit. Wir sind die zentrale Anlaufstelle“, so Kühnel. Natürlich habe es bei den Kolleginnen und Kollegen im Haus zunächst Bedenken gegeben, ob das Screeningverfahren nicht eine Mehrbelastung aller Beteiligten sei. Doch es stellte sich schnell heraus, dass diese Sorgen

unbegründet sind. „Die neue Organisation hat einen unheimlich entlastenden Effekt für alle.“

In Moers werden die Strukturen weiter auf- und ausgebaut. Auch für die Neugeborenen aus den umliegenden Städten, die in Moers geboren werden, soll das Hilfeangebot gelten, damit möglichst alle Kinder davon profitieren können. Für die Koordinatorinnen aus den zwei Kliniken ein wichtiger Schritt in die richtige Richtung. Völlig ohne Pathos sagen sie: „Wir wollen dafür sorgen, dass alle Kinder eine gute Zukunft haben.“

Weitere Infos unter:
<http://tinyurl.com/kekiz1>

WI Hamm



Weitere Infos unter:
<http://tinyurl.com/kekiz2>

WILLKOMMENSSESUCHE

Die Stadt Hamm heißt Eltern mit Neugeborenen und Zugezogene mit kleinen Kindern persönlich willkommen. Dabei werden bei Bedarf auch frühzeitige und wohnortnahe Hilfsangebote vermittelt.

Eine kleine gemütliche Wohnung in Hamm-Mitte. Familie Broek sitzt auf ihrem braunen Sofa im warm gestrichenen Wohnzimmer, umhüllt von flauschigen Kissen.

Ramonas und Oliver Broeks kleiner Sohn schläft friedlich auf dem Arm der Mutter.

Jan Luca erblickte vor rund sieben Wochen das Licht der Welt – ein paar Tage später klingelte Kinderkrankenschwester Gülsün Cingöz an der Tür. Sie sitzt heute mit im Wohnzimmer und schaut auf den schlafenden Jungen.

Jan Luca ist eines der vielen Babys, die Gülsün Cingöz bisher in Hamm begrüßt hat. Sie und andere Fachkräfte machen Willkommensbesuche für Neugeborene und Zugezogene mit Kindern bis zu sechs Jahren. Den Besuchsdienst gibt es seit April 2013, um Hammer Eltern durch ausgebildetes Fachpersonal Unterstützung zu bieten. Ein freiwilliges Angebot, an dem 87 Prozent der betreffenden Familien bisher teilgenommen haben. Wenn Cingöz dann vorbei kommen darf, gratuliert sie zur Geburt und überreicht eine Präsenttasche mit Informationen zu Hilfsangeboten in Hamm. In gemütlicher Runde klärt sie auf und beantwortet Fragen: „Viele Eltern wollen Informationen zu Kinderbetreuungsmöglichkeiten, Pflege, Ernährung, Babykursangeboten, stadtteilbezogenen Angeboten oder Sprachkursen,“ erzählt Cingöz.

Für Jan Lucas Eltern kam der Besuch der Kinderkrankenschwester gerade richtig: „Beim erstgeborenen Kind ist man schon sehr unsicher“, sagt Vater Oliver Broek, „weil man über vieles nicht Bescheid weiß, und es nur passiv von Freunden mitbekommt.“

Ramona Broek quälten unzählige Fragen: In welchen Schritten entwickelt sich das Kind und läuft beim kleinen Jan Luca alles richtig? Wie

lange schläft er, wie oft muss er was zu essen bekommen, wie muss man ein Baby festhalten, wie hinlegen und wie badet man eigentlich? „Wir hatten auch oft Angst, etwas kaputt zu machen oder ihn zu erschrecken“, so Ramona Broek. Kinderkrankenschwester Gülsün Cingöz klärte sie über das behutsame Herangehen auf und gab Tipps, wie sie Gesten des Babys deuten können, wenn es Bauschmerzen hat. Die Krankenschwester verteilte auch Erfahrungsberichte, in denen die beiden nachlesen konnten, wie es anderen Eltern mit ihren Neugeborenen ergangen ist. „Da sind keine Fragen offen geblieben“, erinnert sich Ramona Broek.

Gülsün Cingöz hilft aber nicht nur mit ihrem Sachverstand weiter. Sie und ihre Kolleginnen bilden die Schnittstelle zu anderen Diensten und geben einen Überblick über die Hilfsangebote in Hamm. Sie verteilen Ordner mit Infomaterial und liefern Kontaktadressen von passenden Ansprechpartnern vor Ort. Ramona Broek ist fündig geworden. Ein Kurs für Rückbildungsmaßnahmen bei der Elternschule Hamm wird ihre erste Station sein. Wenn der Kleine groß genug ist, will sie zum Babyschwimmen gehen. Vorher kannte sie diese Angebote nicht.

Den Willkommensbesuch nutzt Gülsün Cingöz auch dafür, Mutter und Kind in ihren Säuglingstreff im Stadtteil einzuladen. Dort lernen sich Mütter kennen und kommen ins Gespräch, können Fragen klären und werden bei Bedarf an andere Einrichtungen weiter vermittelt. Regelmäßig referieren dort Experten zu Wunschthemen der Mütter, wie gesunde Ernährung, Zahnpflege oder Stillen.

Im Wohnzimmer der Broeks erwacht Jan Luca gerade aus seinem Mittagsschlaf. Die Eltern gucken nach dem Rechten, Jan Luca gähnt und kuschelt sich friedlich in den Arm der Mutter. Eine entspannte Szene. Es kann aber auch vorkommen, dass Gülsün Cingöz Familien trifft, in denen mehr Unterstützungsbedarf vorhanden ist als hier. „Ich sehe schon, wo mehr Hilfe benötigt wird. Dann bespreche ich das im Team und Sorge dafür, dass eine Familienhebamme oder andere Hilfen in die Familie kommen.“ In extremen Fällen, wenn das Wohl des Kindes gefährdet ist, würde die Krankenschwester auch das Jugendamt einschalten. „Das hatte ich bislang noch nicht, Gott sei Dank!“,

Die Willkommensbesuche sind ganz im Sinne des Präventionsgedankens. Durch die frühzeitigen Hilfsangebote soll ein Gefühl der Überforderung gar nicht erst aufkommen. „Alle Sorgen und Bedenken kann man Eltern nicht nehmen“, sagt Ramona Broek, „aber wir wissen jetzt, wo wir Hilfe bekommen.“



Rund um die Kita

Oberhausen



Spanisch, Türkisch, Italienisch, Arabisch oder auch Deutsch: In Oberhausen profitieren Kinder von zweisprachigen Lesestunden.

BILDUNG UND ERZIEHUNG GEMEINSAM GESTALTEN

Eine enge Kooperation zwischen Bildungseinrichtungen und Eltern sorgt in Oberhausen dafür, dass Kinder eine bestmögliche Lernumgebung vorfinden.

51 Einrichtungen haben sich in Oberhausen zu Bildungs- und Erziehungspartnerschaften zusammengeschlossen. Das Ziel: Eltern aus Grundschulen, Kindertageseinrichtungen und weiterführenden Schulen besser in den Bildungsalltag integrieren und ein Vertrauensverhältnis zwischen Institutionen und Elternhaus schaffen. Davon sollen alle Kinder profitieren.

Necmiye Immig ist zweifache Mutter. Ihre beiden Kinder gehen in die Landweherschule und die anliegende Kita „Rechenacker“ in Alt-Oberhausen. Die 43-Jährige arbeitet dort seit 2011 als zertifizierte Lesepatin. Mindestens zwei Mal pro Monat bringt sie diese Qualifikation in den Alltag ein und liest Kita-Kindern und Schülerinnen und Schülern Geschichten auf Türkisch vor. Eine zweite Mutter liest die gleiche Geschichte auf Deutsch vor. „Es ist für die Kinder sehr hilfreich, wenn sie früh mit unterschiedlichen Sprachen in Berührung kommen“, so Immig. Sie selbst ist in der Türkei geboren und als Kind in Deutschland mit Türkisch und Deutsch groß geworden. Das war nicht immer einfach. Zunächst hat sich Immig in der Kita „Rechenacker“ engagiert. Kurze Zeit später hat sie sich auch in der Landweherschule eingebracht. Wie kommt Ihre Arbeit an? „Sehr gut“, sagt sie. „Besonders gefreut habe ich mich, als mir ein Junge auf dem Schulhof entgegen kam und mir auf Türkisch einen guten Morgen gewünscht hat.“ Das sei beim Jungen hängen geblieben und zeige, wie einfach und effektiv man Sprache vermitteln könne. Neben Türkisch wird auch unter anderem auf Arabisch, Spanisch und Italienisch vorgelesen. Bei den zweisprachigen Lesestunden funktioniert die Einbindung der Eltern an der Landweherschule besonders gut.

Schulsozialarbeiterin Linda Knauber ist seit 2012 an der Landweherschule tätig. Ihr Schwerpunkt ist die Beziehungs- und Vernetzungsarbeit zwischen der Grundschule und den Eltern. „Wenn alle an einem Strang ziehen, können wir gemeinsam mehr für die Kinder erreichen“, erklärt Knauber. Um Bildungsbrüche zu verhindern, werden Eltern, wie Necmiye Immig, an 51 Einrichtungen – Kindertageseinrichtungen, Grundschulen und weiterführende Schulen – in Oberhausen als sogenannte Bildungspaten in die Arbeit der Fachkräfte eingebunden.





Das Motto der Landweherschule lautet „Wir gestalten Schule gemeinsam“. Lehrer und Eltern haben sich auf den Weg gemacht, um die knapp 200 Kinder zu unterstützen. Das Ergebnis ist aber nicht nur ein besseres Vertrauensverhältnis: Die Jungen und Mädchen können nun auch gezielter gefördert werden. Schulsozialarbeiterin Knauber: „Wenn ich erkenne, dass ein Kind Unterstützung benötigt, dann lade ich die Eltern und Lehrer zum Gespräch ein. Gemeinsam erarbeiten wir eine passgenaue Unterstützung.“

An der Landweherschule kommen die Lehrkräfte und Schulsozialarbeiterin Knauber mittlerweile sehr unkompliziert mit den Eltern ins Gespräch. Das ist vor allem deshalb der Fall, weil viele Eltern aktiv in den Schulalltag eingebunden sind. Über diese Entwicklung freut sich auch Schulleiterin Sibylle Hufschmidt: „Wir können in Gesprächen über die Kinder jetzt Dinge ansprechen, die wir vorher nicht so einfach sagen konnten. Es besteht ein richtiges Vertrauensverhältnis.“ Um diese Gemeinschaft

dauerhaft zu stärken, wolle man den Eltern auf Augenhöhe begegnen. „Sie sollen nicht als Helfer wahrgenommen, sondern durch die Einbindung in den Unterricht als Teil einer Bildungsgemeinschaft verstanden werden.“ Es sei wichtig, so Hufschmidt, den Eltern zu vermitteln, wie in der Schule gearbeitet werde, damit sie überhaupt erst einmal Vertrauen fassen könnten. In vielen Bereichen laufe die Zusammenarbeit sehr gut.

„Die Mütter und Väter können viel mehr als nur Schulobst schneiden oder die Bibliothek betreuen“, so Angelika Schulte-Ortbeck. Die Leiterin des Regionalen Bildungsbüros in Oberhausen sieht die Einbindung von Eltern als zusätzliche Ressource für das Schulleben. „Hier geht es nicht um gegenseitige Konkurrenz, sondern um eine Partnerschaft.“ Das sei ein gesunder Demokratisierungsprozess für die Schulen. Wo es früher nur um die Arbeit mit dem Kind gegangen sei, habe vor allem durch die Einführung der Offenen Ganztagschule ein Umdenken



Durch die Bildungs- und Erziehungspartnerschaften werden Eltern, wie Necmiye Immig (l.), in die Arbeit der Fachkräfte eingebunden.

eingesetzt. „Eltern haben Kompetenzen“, erklärt Schulte-Ortbeck. „Und genau diese wollen wir für den Unterricht nutzen.“ Die Sinus-Studie habe deutlich gemacht, dass man zu Hause doppelt so viel lerne, wie in der Schule. „Deswegen brauchen wir Eltern als Partner.“

Im September 2014 fand in Oberhausen der erste Fachtag zu den Bildungs- und Erziehungspartnerschaft statt, bei dem weitere 38 Einrichtungen feierlich in das Netzwerk der Regionalen Bildungslandschaft aufgenommen worden sind. Hierzu wurden auch Qualitätsleitlinien für eine wirkungsvolle Zusammenarbeit mit Eltern erarbeitet. Dieser Prozess einer Bildungs- und Erziehungspartnerschaft entlang der Bildungskette begann 2011 mit 13 Einrichtungen und entsprechenden Kooperationspartnern vor Ort. Der gesamtstädtische Prozess wird laut Stadt in den nächsten Jahren zielorientiert und systematisch weiter entwickelt. Eine Evaluation soll im Jahr 2015 durchgeführt werden.



Angelika Schulte-Ortbeck (m.): „Hier geht es nicht um Konkurrenz, sondern um Partnerschaft.“

BRÜCKE DES VERTRAUENS

HOME steht für „Hilfe und Orientierung für Mönchengladbacher Eltern“ und ist seit 2010 in mehreren Stadtteilen etabliert worden. Sozial benachteiligte Familien sollen durch Beratungen in Kindertagesstätten, Familienzentren und Grundschulen besser unterstützt werden.

Das Familienzentrum „Sausewind“ in Eicken ist eine von 27 HOME-Partnereinrichtungen in Mönchengladbach. Annika Ahrens sitzt dort einmal in der Woche morgens im Eingangsfoyer und begrüßt die Eltern, die ihre Kinder zur Kita bringen. Diesen Moment nutzt die HOME-Partnerin, um auf aktuelle Familienveranstaltungen in der Nähe, wie Bildungsangebote, Schwimmkurse oder Trödelmärkte, hinzuweisen.

Seit 2010 ist HOME als Pilotprojekt zur Förderung und Unterstützung von Familien in besonderen Lebenslagen mit Kindern bis zu zehn Jahren in mehreren Stadtteilen etabliert worden. Sozial benachteiligte Familien sollen durch HOME in Kooperation mit Kindertagesstätten, Familienzentren und Grundschulen besser unterstützt werden. Ziel ist es, die psychosoziale Versorgung von Familien zu verbessern, die Bildung und Kompetenzen zu stärken und durch präventive Maßnahmen die Fallzahl von Hilfen zur Erziehung (HzE) zu senken. In den Stadtteilen Mülfort und Eicken wird das Projekt seit 2010 erprobt. Im Sommer 2014 ist noch der Stadtteil Rheydt hinzugekommen. Insgesamt sieben HOME-Partnerinnen machen dabei die Familien auf Angebote im Stadtteil aufmerksam und bieten ihre Beratungsexpertise bei familiären Problemen an.

„Die Eltern können mit allem zu mir kommen, sei es bei Problemen mit den Kindern oder in der Partnerschaft“, sagt Diplom-Sozialpädagogin Ahrens. Um das Vertrauen der Familien zu gewinnen, bietet sie außerdem jeden Monat im Familienzentrum „Sausewind“ ein Elterncafé an. Damit die Unterstützungsangebote angenommen werden, brauchte Ahrens einen langen Atem: „Es ist wichtig über lange Zeit am Ball zu bleiben und die Eltern immer wieder persönlich anzusprechen, wertschätzend und auf Augenhöhe, damit sie Vertrauen fassen“. Aus ersten guten Erfahrungen von Eltern habe sich dann ein Schneeballeffekt entwickelt, weil sie weiterempfohlen wurde. Mittlerweile ist Annika Ahrens ein bekanntes Gesicht und gehört zum Familienzentrum „Sausewind“ fest dazu. Zwischen fünf



Mönchengladbach



In vertrauensvoller Atmosphäre werden Mönchengladbacher Familien beraten und erhalten Hilfe und Orientierung.



Weitere Infos unter:
<http://tinyurl.com/kekiz4>



und zehn Familien wenden sich durchschnittlich während der einstündigen Präsenzzeit an Ahrens.

„Frau Ahrens ist eine, die nicht nur redet, sondern auch was macht“, sagt Mutter Nicole Zimmermann. Durch die HOME-Partnerin ist sie auf das Projekt „Rucksack“ aufmerksam geworden – das vom Land Nordrhein-Westfalen gefördert und mit HOME-Mitteln bezahlt wird. Das Projekt soll die Sprachkompetenz und Elternbildung fördern und ist für zugewanderte und deutsche Eltern geöffnet. Einmal in der Woche finden die Rucksack-Stunden unter Leitung von Gabriele Elschenbroich im Familienzentrum „Sausewind“ statt. Während die Kinder spielen, erhalten die Eltern Arbeitsmaterialien und neue Ideen, wie sie sich sinnvoll mit ihren Kindern beschäftigen und sie spielerisch auf die Grundschule vorbereiten können. Die Arbeitsblätter gibt es auf deutsch und in vielen anderen Sprachen. „Erst haben wir die Blätter auf arabisch verwendet“, erzählt Teilnehmerin und Mutter Tahar Chaouch, die erst seit kurzem in Deutschland lebt. „Nach ein paar Monaten konnten wir schon die deutschen Blätter nehmen, weil ich es verstanden habe und dann auch meiner Tochter beibringen konnte.“ Die Kurse heißen Rucksack, weil die Eltern einen Rucksack voller Ideen und Anregungen nachhause bringen sollen. Den geben sie in ihrer Muttersprache an das Kind weiter. Vorgesehen sind einige Minuten am Tag, in denen die Eltern mit den Kindern die Übungen machen. Das Kind trägt seine neuen Ideen dann zurück in die Kita, wo die Erzieherinnen und Erzieher dies wieder aufgreifen und auf Deutsch vertiefen wollen.

Doch es geht um mehr als Deutschlernen. Nicole Zimmermann – deutsche Muttersprachlerin – nutzt das Angebot, weil ihr dreijähriger Sohn schon mit fünf Jahren eingeschult werden soll und sie ihm den frühen Übergang erleichtern möchte. Gabriele Elschen-

broich hat ihr erklärt, dass es nicht viel Geld kostet, um sich sinnvoll mit den Kindern zu beschäftigen. „Man kann mit Knöpfen spielen, Topf schlagen, Koffer packen oder eine schöne Suppe zusammen kochen und dabei miteinander sprechen. Das macht Spaß und fördert die Bildung und den Wortschatz“, sagt Elschenbroich. Mutter Nicole Zimmermann hat die Tipps umgesetzt. Jeden Abend nun spielt sie mit ihrem Mann und den Kindern drei Gesellschaftsspiele und macht ein paar Rucksackarbeitsblätter mit ihrem Sohn. Es sei ein festes Ritual geworden.

Mittlerweile nehmen in Mönchengladbach rund 100 Mütter am Projekt „Rucksack“ teil. Vier dieser Gruppen laufen über HOME. „Durch die persönliche ‚Brücke‘ „HOME“ nehmen Eltern viel leichter und schneller örtliche Beratungs- und Hilfeangebote an, auf die sie ohne die HOME-Unterstützung nicht gekommen wären“, erklärt Annika Ahrens. Auch Rucksackteilnehmerin Tahar Chaouch nutzte die Schnittstelle zur HOME-Partnerin. Ahrens half ihr nebenbei beim Ausfüllen von Anträgen und bei Bewerbungsschreiben, während ihre Tochter in der Kita betreut wurde.

Im Rahmen des HOME-Projekts werden zusätzlich weitere Betreuerinnen wie Kerstin Verhofen und Waheda Safi finanziert. Jeden Dienstag und Donnerstag betreuen sie in den Räumen der Kita des Familienzentrums „Sausewind“ eine Gruppe von Kleinkindern ohne Kita-Platz, deren Mütter Deutschkurse belegen. So haben die Mütter Zeit und Ruhe zum Lernen und wissen, dass ihre Kinder gut versorgt sind.

Im Jahr 2012 konnte HOME laut Projektbericht in 16 Fällen Hilfen zur Erziehung vorbeugen, darunter ambulante und teilstationäre Hilfen. Die Kosten von 120.000 Euro, die dadurch eingespart wurden, haben das Projekt in dem damaligen Zeitraum zur Hälfte refinanziert. Das Projekt HOME ist zunächst bis zum 31. Dezember 2016 befristet. Im Sommer 2016 wird der Rat der Stadt Mönchengladbach über eine mögliche Fortsetzung und Ausweitung entscheiden.

KOOPERATION STATT KONKURRENZ

Vorbeugung im ländlichen Raum ist angesichts der demografischen Entwicklung eine Herausforderung. Im Kreis Warendorf gibt es eine erfolgreiche Lösung.

Auf dem Schreibtisch steht ein Wanderkalender der Alpen. Impressionen von Berggipfeln, Gletscherseen und ausgetretenen Pfaden. Wolfgang Rüting, der Leiter des Jugendamtes für den Kreis Warendorf, schaut nach draußen. Sein Büro überblickt den Parkplatz des Kreishauses. Es hat überraschend geschneit. „Über Nacht war alles weiß“, erzählt er. Es ist ein früher Freitagnachmittag im Januar. Aus dem Schnee, der morgens noch puderweiß gewesen ist, hat sich mittlerweile eine Mischung aus Pfützen und Matsch gebildet.

Dem Kreis Warendorf gehören 13 Städte und Gemeinden an. Für zehn von ihnen ist das Amt für Kinder, Jugendliche und Familien zuständig. „Die Region ist unter anderem durch den Pferdesport geprägt“, erzählt Wolfgang Rüting. „Aber wir haben auch eine starke suburbane Struktur.“ Man sei schnell in größeren Städten, wie Münster, Hamm oder im Ruhrgebiet. Besonders stolz ist der Jugendamtsleiter auf den hohen Bildungsstandard des Kreises. „Die Leute sind hier vielfach gut gesettelt. Die Menschen bringen eine hohe Identifikation mit ihrer Region zum Ausdruck. Aber das bedeutet nicht, dass es bei uns keine sozialen Probleme gibt.“ Eine Herausforderung, der sich der Kreis Warendorf schon seit Jahren stellen muss, ist der demografische Wandel. Diese Entwicklung hat unmittelbare Auswirkungen auf die lokale Bildungslandschaft. Während in einigen Gegenden im Kreis die Bedarfszahlen stiegen, waren in anderen Ortsteilen Kindergärten und Grundschulen, die früher noch mehrzünftig betrieben werden konnten, plötzlich von Schließung bedroht. Für Ortsteile, die mitunter nicht mehr als einen Bäcker und eine Kirche im Dorfkern haben, war das eine drohende Katastrophe. So traf es auch die Stadtteile Milte, Einen und Müssingen.

„Als die Pläne zur Schließung eines Kindergartenstandortes in einem der drei Ortsteile bekannt geworden sind, hat es natürlich Volkes Zorn hervorgerufen“, erinnert sich Wolfgang Rüting. Das hohe Interesse der Bürgerinnen und Bürger an einem Erhalt sei natürlich sehr berechtigt. Es brauche schließlich eine gute Binnenstruktur in den Orten. Doch dann hatten Stadt und Kreis Warendorf eine Idee: Aus den drei Sozialräumen Milte, Einen und Müssingen sollte ein gemeinsamer werden. Mit einem



Kreis Warendorf



Sylvia Schwanitz (r.) leitet den Kindergarten „Zwergenland“ in Warendorf-Einen. Er ist Teil des Bildungs- und Erziehungsnetzwerkes Milte-Einen-Müssingen.



Weitere Infos unter:
<http://tinyurl.com/kekiz5>



„Bildungs- und Erziehungsnetzwerk“ (BEN), wissenschaftlich vom Institut für soziale Arbeit e.V. begleitet, sollte es möglich sein, die Einrichtungen in den drei Ortsteilen zu erhalten und gleichzeitig die Kooperation auf der Grundlage eines gemeinsam erarbeiteten pädagogischen Konzeptes zwischen ihnen zu stärken. „Zentrale Aufgabe war die Entwicklung und Vereinbarung eines Übergangsmangements Kita-Grundschule, eine Reduzierung auf zweigruppige Kindergärten und der Erhalt der Grundschule mit zwei Standorten“, so Rütting. Wichtig auch: Die Zusammenführung lokaler Akteure aus Kitas, Schule und Vereinen, Ehrenamtlichen und Bürgern im Netzwerk. Hierfür wurde ein gemeinsames Bildungsverständnis abgestimmt, das sich am Kind orientiert. Im Ergebnis konnten alle Kindergärten erhalten bleiben. Doch man muss sich in Milte, Einen und Müssingen umsehen, um zu begreifen, welchen besonderen Stellenwert eine Kooperation zwischen den früher sehr eigenständige Stadtteilen hat.

Knapp 15 Minuten benötigt man mit dem Auto von Wolfgang Rüttings Büro zum Ortsteil Eienen. Hier leben 1.100 Einwohner. Zuerst fällt der große Schriftzug „Bundesgolddorf Eienen“ ins Auge, der an der linken Straßenseite kurz hinter der Ems aufgestellt wurde. Diese Auszeichnung erhielt der Ortsteil in den 80er Jahren beim Wettbewerb „Unser Dorf soll schöner werden“ für das positive Erscheinungsbild. Zu dieser Zeit entstanden auch das Heimatmuseum, das bis heute für kleine Veranstaltungen zur Verfügung steht, sowie ein Schafsstall, in dem auch Lesungen der katholischen Kirche gehalten werden. Seit den 70er Jahren gehört Eienen zur Stadt Warendorf. Im Süden fließt die Ems und trennt Eienen von Müssingen. Rundherum gibt es nichts, außer Ackerfläche und Wäldern.

Sylvia Schwanitz ist Leiterin des Kindergartens „Zwergeland“ in Eienen. Seit 1990 ist sie in der Einrichtung tätig, die direkt an eine Grundschule angebaut ist. Sie weiß, welche

Rolle Lokalpatriotismus lange Zeit gespielt hat. „Zwischen Eienen und Müssingen war die Ems über Jahrhunderte eine Grenze. Viele Großeltern haben ihren Kindern verboten, dass man sich mit einem Jungen oder Mädchen aus dem jeweils anderen Dorf einlässt.“ Wenn Sylvia Schwanitz von der damaligen Zeit erzählt, muss sie schmunzeln. Dennoch vermittelt sie ein Gefühl dafür, wie sich die Ortsteile gegenüberstanden. Heute hingegen zierte eine Plakette die Außenfassade des Kindergartens, auf der „Bildungs- und Erziehungsnetzwerk Milte-Eienen-Müssingen“ steht. Die Gräben von damals sind zugeschüttet. Einzig die Ems ist stiller Zeuge einer anderen Zeit.

Nicht einen Kilometer entfernt, befindet sich der Ortsteil Müssingen. Nach dem Zweiten Weltkrieg siedelten sich hier viele Kriegsflüchtlinge an. Ein Dorfkern fehlt jedoch gänzlich. Dafür gibt es einen Sportplatz, einen Spielmannszug und eine Schützenbruderschaft. Letztere hat vor mehr als 40 Jahren beim Aufbau des Kindergartens St. Georg geholfen, den Gisela Peveling seit 2010 leitet. „Die große Herausforderung bei der Umsetzung von BEN lag darin, dass wir keine Erfahrungswerte hatten, auf die wir zurückgreifen konnten“, sagt sie bei einem Rundgang durch den flachen Bau, der in einer ruhigen Seitenstraße liegt. Ja, man habe sich natürlich zusammenraufen müssen. Die Kooperation funktioniert aber mittlerweile hervorragend. Das Erfolgsgeheimnis? „Vertrauen zueinander und eine Zusammenarbeit untereinander auf Augenhöhe.“ Durch BEN sei es möglich geworden, dass die Belegung der Einrichtungen flexibel gehandhabt werden könne. Dabei hilft den Einrichtungen auch ein Bulli, den die Kinder liebevoll „Paula“ nennen. Mit ihm können die Jungen und Mädchen vom Wohnort in den Kindergarten oder die Schule fahren.

Macht man sich auf den Weg von Müssingen in den Nachbarort Milte, säumen viele Bauernhöfe den Weg. Knapp



Zusammenarbeit schafft Zukunft: Mutter Anne Borgmann-Burbank (l.) und Wolfgang Rütting vom Jugendamt des Kreises Warendorf (r.).

1.800 Menschen wohnen hier. „Traditionsbewusstsein spielt bei uns eine große Rolle“, erklärt Andrea Schulz. Die Schulleiterin der Wilhelm-Achtermann-Grundschule sitzt in ihrem Büro, das nur durch einen kleinen Gang von der Pausenhalle entfernt ist. Sie ist selbst in einem kleinen Dorf aufgewachsen und kennt solche Strukturen. „Hier sprechen die Eltern miteinander an der Wursttheke im Supermarkt über die Noten der Kinder oder den Sitzplan in der Klasse.“ Als BEN vorgestellt wurde, habe es natürlich Grabenkämpfe gegeben, weil viele Anwohnerinnen und Anwohner befürchteten, dass durch die Veränderungen die Einrichtungen geschlossen würden. „Das ganze Dorf war auf den Beinen, weil niemand zurückstecken wollte.“ Auch der Schulstandort war betroffen, denn es wurde der offene Ganztags (OGS) eingeführt. Nur durch viele Gespräche über mehrere Wochen konnte die Schulleiterin den besorgten Eltern klarmachen, dass es darum ging, den Schulstandort zu stärken, indem das Betreuungsangebot ausgebaut wird, um das Familien- und Berufsleben besser in Einklang zu bringen. „Davon konnte ich die Eltern nur im persönlichen Kontakt überzeugen“, erzählt Schulz. Und dennoch wollen hier bis heute viele Eltern ihre Kinder lieber in den eigenen vier Wänden erziehen als in den OGS schicken.

Eine Mutter, die diese Auffassung vertritt, ist Anne Borgmann-Burbank. Ihre Tochter Lilly besucht die Wilhelm-Achtermann-Schule. Auch ihr Sohn Christoph und Anne Borgmann-Burbank selbst sind hier schon zur Schule gegangen. „Überall riecht es noch genauso wie damals“, sagt sie, als sie durch die Pausenhalle geht. Noch während sie ihren schwarz-weißen Schal von Borussia Mönchengladbach ablegt, erklärt sie, dass sie es wichtig findet, für die Kinder da zu sein, wenn sie mittags aus der Schule kommen. Aber sie wisse auch, dass es Kinder gibt, für die sich der Besuch der OGS lohnt. Für Borgmann-Burbank ist es selbstverständlich, dass sie sich in das Schul-

Dorfleben einbringt. Ob in der Geschichtswerkstatt, dem Familiendorf oder im Schulgremium: „Ich bin nicht weit gekommen“, scherzt sie. Aber sie sagt auch: „Die Kooperation zwischen Milte, Einen und Müssingen lohnt sich.“ Schulleiterin Schulz stimmt dem zu: „Die kleinen Gemeinden mussten lernen zusammenzuhalten. Es geht um Kooperation und nicht um Konkurrenz.“ BEN war für Milte, Einen und Müssingen die letzte Chance.

Laura Möllmann leitet den Kindergarten St. Johannes in Milte, der nur wenige Meter von der Grundschule entfernt liegt. „Natürlich sind alle mit dem eigenen Ort eng verbunden“, erzählt sie. „Aber durch den Kooperationsverbund konnten alle Beteiligten die anderen Einrichtungen mit ihren jeweiligen Arbeitsweisen kennenlernen.“ Dadurch gebe es nun eine große Wertschätzung füreinander. Und so konnten schließlich auch die Eltern überzeugt werden. Möllmann ist besonders wichtig, dass das Dorf für junge Familie attraktiv bleibe. „Das sichert die Zukunft des Stadtteils.“

Zurück in Warendorf. Wolfgang Rütting möchte BEN gerne auf einen anderen Standort im Kreis ausweiten. „BEN ist eine Blaupause für die Entwicklung lokaler Netzwerke.“ Es sei wie ein Bauplan, den man anlegen könne, um andere Regionen zu entwickeln. Stolz sei für ihn aber das falsche Wort, um zu beschreiben, wie er sich durch den Erfolg von BEN fühlt. „Ich sehe mich eher bestätigt, dass wir die Gestaltung von Übergangsprozessen benötigen und dass sie möglich sind. Wir brauchen Strukturen, die nicht von Personen abhängen.“ Der passionierte Bergwanderer weiß: Um das Ziel zu erreichen, kann der Weg auch schon mal steil und steinig werden. Man muss Schritt für Schritt gehen, damit einem nicht die Luft ausgeht. Davon zeugt nicht nur der Alpenkalender auf Rüttings Schreibtisch, sondern auch seine Erfahrungen, wie Vorbeugung im ländlichen Raum effektiv umgesetzt werden kann.



**Von der Grundschule
bis in die weiterführende Schule**



Beim Übergangsgespräch überlegen die Kinder, Eltern und Lehrer gemeinsam, welche Schulform die richtige sein könnte.



SICHERHEIT UND ORIENTIERUNG GEBEN

Das Kinderschulspiel und die Übergangsgespräche an der Grundschule Burg Hackenbroich sollen die Startbedingungen für Kinder in der Grund- und weiterführenden Schule verbessern. Die präventiven Angebote will das Dormagener Netzwerk für Familien (NeFF) in die Fläche bringen. Ein Ortsbesuch bei beiden Angeboten.

Eine kleine Kinderschar winkt nochmal den Eltern, dann geht es mit der Lehrerin in den Klassenraum. Das erste Mal sind die Fünf- bis Sechsjährigen in einem richtigen Klassenzimmer, obwohl sie noch gar nicht eingeschult sind. Unterricht steht heute nicht auf dem Programm, dafür das Kinderschulspiel. Die Tische und Bänke dienen dabei als Hindernisparkur. Die Kinder hüpfen und springen um die Wette und vor der Tafel dürfen sie mit ausgestreckten Armen Flugzeug spielen.

Diplom-Sozialpädagogin Petra Monno von der Grundschule Burg Hackenbroich lädt den letzten Kita-Jahrgang und die Eltern jedes Jahr vor der Einschulung ein, um die Neulinge und ihre Familien besser kennen zu lernen. Aus dem Spiel zieht sie die Informationsgrundlage für die Zusammensetzung der Klassen. In möglichst heterogenen Klassen mit einer ausgewogenen Mischung aus lebhaften und ruhigen Kindern, glaubt Monno, könnten Kinder am besten lernen. Die Kinderschulspiele offenbaren die unterschiedlichen Typen der Kinder, aber auch Auffälligkeiten in der Motorik oder Sprache. „Wenn ein Kind offensichtlich einen hohen Medienkonsum aufweist, etwa nur von Computerspielen spricht, dann sprechen wir auch mit den Eltern und erklären, was die Schule von ihrem Kind fordern wird“, sagt Monno. Bei Sprachproblemen verweist Monno an Kinderärzte oder Logopäden weiter. Bei motori-

schen Auffälligkeiten stellt sie Kontakte zu Ergotherapeuten oder Sportvereinen her.

Während hier die Weichen für einen sicheren Übergang von der Kita in die Grundschule gestellt werden, bereiten sich in der Schulbibliothek die Viertklässler auf ihren Wechsel in die weiterführende Schule vor. Lehrkräfte, Eltern sowie Schülerinnen und Schüler treffen sich heute für ein Übergangsgespräch. Zuerst spricht Schulleiter Hans-Joachim Reich mit den Kindern, erklärt ihnen, was die unterschiedlichen Schulformen verlangen und was sie dort leisten müssen. „Ich selber war auch kein gymnasialer Typ, ich brauchte immer Druck“, lacht Reich. Er erklärt den Kindern, dass ein Gymnasium selbstständiges Arbeiten verlangt und fragt, ob sie glauben, dass sie das leisten können. Nur dann sollten sie sich für diese Schulform entscheiden.

Nicht nur die Schulform, auch die Schule müsse passen, sagt Reich. Die Kinder sollten dabei mitentscheiden dürfen. Am wichtigsten sei vielen seiner Schützlinge, dass sie Freunde auf der neuen Schule wiedertreffen: „Wir sprechen darüber, dass es auch blöd enden kann, eine Schulform oder Schule nur deshalb zu wählen, weil der beste Kumpel dort hingehet.“ Andererseits könnten die neuen Mitschüler auch eine wichtige Kategorie sein: Wenn Mobbingopfer in der neuen Schule wieder auf dieselben

Weitere Infos unter:
<http://tinyurl.com/kekiz7>



Dormagen

Täter trafen, sollte das ein Grund für die Eltern sein, die Schule auszuschließen. Deshalb sollten Familien den Tag der offenen Tür an der weiterführenden Schule nutzen. Dort könnten Kinder ihre potentiellen neuen Klassenkameraden kennen lernen.

Der Viertklässler Jan* hat sich schon seine Gedanken gemacht und ist heute mit seiner Mutter zum Übergangsgespräch gekommen. Die Lehrkräfte geben den Schülern und ihren Eltern dabei ihre fachliche Einschätzung. „Die Meinung von Jans Lehrerin ist sehr wichtig, weil wir unseren Sohn ja nicht im Unterricht sehen“, sagt Jans Mutter. Beim Gespräch zwischen den bunten Bücherregalen erklärt Jans Lehrerin, dass sie glaubt, dass der Viertklässler das Gymnasium schaffen kann. Welches? Darauf weiß der Junge schon eine Antwort: „Ich möchte auf das Leibnizgymnasium. Da kenne ich schon ein paar aus der Messdienergruppe und ich kann da ganz schnell mit dem Fahrrad hinfahren.“ Seine Mutter ist da ganz seiner Meinung. Denn Jans Vater war dort auch schon Schüler und habe gute Erfahrungen gemacht, sagt sie.

Hier fiel die Entscheidung einvernehmlich, doch oft müssen die Eltern mehr auf den Übergang vorbereitet werden als die Kinder, sagt Schulleiter Hans-Joachim Reich. „Für die Kleinen ist ziemlich schnell klar, dass der eine besser, der andere schlechter ist. Aber wir Erwachsenen projizieren unsere Angst oft auf die Kinder. Deshalb müssen wir den Eltern oft den Druck nehmen, das Kind müsse unbedingt auf ein Gymnasium.“ Es gebe viele Fallkarrieren, wo Kinder von ganz oben, also dem Gymnasium, bis in die Hauptschule herunter fielen, sagt Reich. Durch die persönlichen Gespräche will der Schulleiter verhindern, dass Kinder schlimme Versagenserfahrungen machen. Jans

Mutter gibt sich entspannter: „Eine Realschule wäre auch ok gewesen“, sagt sie, „denn die Schüler können ja immer noch aufsteigen.“ Ihr habe das Gespräch mit der Lehrerin Sicherheit gebracht, die richtige Entscheidung getroffen zu haben. Das ist ganz im Sinne des Schulleiters. Reich möchte durch einen entspannten Austausch potentiellen Stressfaktoren zwischen Lehrkräften und Eltern vorbeugen, die durch rein schriftliche Empfehlungen entstehen könnten.

Uwe Sandvoss, Leiter des Netzwerks für Familien in Dormagen, ist heute auch in die Grundschule Burg Hackenbroich gekommen, um sich einen Einblick in die Übergangsangebote zu verschaffen. Er arbeite daran, allen Kindern in der Kommune einen sicheren Übergang in die neue Institution zu ermöglichen, erzählt er. Gemeinsam mit den Eltern, Fachkräften aus Grund- und weiterführenden Schulen sowie den Kooperationspartnern sollen im Rahmen der zweiten Phase des Netzwerk-Projekts – NeFF II genannt – Kinder in Grundschulen und weiterführenden Schulen gestärkt und der Übergang besser unterstützt werden. Gute-Praxis-Beispiele, wie die Übergangsgespräche und das Kinderschulspiel an der Grundschule Brug Hackenbroich, versucht das Netzwerk in die Fläche zu bringen und eventuell an weiteren Grundschulen zu etablieren. „Wir stellen die Beispiele in Qualitätszirkeln, Qualitätswerkstätten und auf den jährlich stattfindenden Fachtagen vor. Ziel ist es voneinander zu lernen und eventuell auch weiter zu entwickeln. Es gibt aber keinen grundlegenden Standard, den jetzt alle erfüllen müssen“, sagt Sandvoss.

*Name von der Redaktion geändert



Weitere Infos unter:
<http://tinyurl.com/kekiz8>

ABENTEUER LERNEN

Seit zehn Jahren üben rund 150 Gelsenkirchener Grundschülerinnen und -schüler jedes Jahr in den Ferien deutsch: Freiwillig im Sprachcamp – denn das macht eine Menge Spaß. Auf dem Ziegenmichelhof tauchen Kinder zwei Wochen lang in die Steinzeit, die Welt der Ritter oder das Mittelalter ein.

Zwischen üppigen Gärten spähen neugierige Ziegen über die Gatter, herüber zu den moosbewucherten Steinhäuschen, die von dichten Bäumen umstellt sind und in deren Mitte eine Ritterburg thront – aus Holz, mit Turm und Zinnen drauf, in der flauschige Tierfelle auf rustikalen Bänken liegen. Die Stimmung im Ziegenmichelhof ist friedlich.

Die vielen Relikte der Vergangenheit auf dem weitläufigen Gelände erinnern daran, wie das Leben und die Landwirtschaft vor vielen Jahrhunderten mal waren, ganz nah an den Tieren und Pflanzen. Der Ziegenmichel, der eigentlich Michael Lorenz heißt, ist der Betreiber der Einrichtung. In jahrelanger Arbeit hat er mit vielen Unterstützern den Hof aufgebaut. Erlebnispädagogik in Einklang mit der Natur ist das Motto des Bauernhofs, auf dem biologische Landwirtschaft betrieben wird. „Wir sind als UNESCO-Standort für Bildung und nachhaltige Entwicklung und Integration ausgezeichnet worden“, erzählt Lorenz, während er die Ziegen streichelt.

Über die kleinen Kieswege der Gartenanlagen trappeln jetzt Kinderfüße aus dem Sprachcamp. Vorbei an Kaninchenställen und den Vogelkäfigen, aus denen Nymphensittiche ihre Hälsen recken und ein kleiner brauner Vogel seinen Schnabel. „Den fetten Vogel hier mag ich am meisten, weil der so lustig aussieht“, kichert Noah. Der achtjährige Junge im blauen Pullover hat auf dem Ziegenmichelhof die kleine Wachtel lieb gewonnen. Papageien, Pferde und andere Tiere dürfen hier artgerecht leben und werden nur unter Beachtung strenger Tierschutzaufgaben pädagogisch eingesetzt. „Ich fand am besten, dass wir das Pferd putzen und reiten durften“, erzählt sein Freund Efe neben ihm. Noah und Efe sind zwei von insgesamt 45 Kindern, die zwei Wochen ihrer Schulferien im so genannten „Sprachcamp“ auf dem Ziegenmichelhof verbracht haben. Jeden Morgen sind die beiden Jungen, deren Eltern aus der Türkei kommen, raus auf den alten Bauernhof gefahren – freiwillig, um Sprachunterricht zu bekommen. Auf dem Lehr- und Erlebnisbauernhof läuft der aber ganz anders ab als in der Schule.

Helena Voigt ist heute eine Burgfräulein und führt in einem bodenlagen Gewand Efe, Noah und sieben weitere Kinder

durch die Gärten und über die Wege, immer in einer Reihe: „Wir bilden eine Pluralkette“, lachen die Kinder. Die Pädagogin hat wie jeden Tag eine Überraschung verkündet. Vor einem Steinhäuschen bleibt sie mit den Drittklässlern stehen. Die Kinder halten die Luft an. Dann schwingt die Tür auf und die kleine Hütte wird gestürmt. Noah schnappt sich ein Holzschwert und wirbelt es durch die Luft, die Mädchen hüpfen auf die Bänke an der großen Essenstafel und machen es sich auf den Tierfellen bequem. Helena Voigt schreitet an den steinernen Herd, über dem gusseiserne Pfannen, Töpfe und Kellen hängen. Die heutige Überraschung ist ein mittelalterliches Kochhaus.

„Die Ritterwohnung sieht schön aus“, sagt die achtjährige Cela, „hier gibt es Eimer.“ „Nein, das ist ein Kochtopf“, erklärt Helena Voigt. „Und da drüben hängt eine Pfanne.“ Die kennen die Kinder und auch, was man darin machen kann: „Pfannkuchen, Spiegeleier, Popcorn und Armer Ritter“ fällt ihnen ein. Aber an diesem Herd fehlt etwas: „Zuhause sind da so kleine Schalter“, sagt Efe. „Der funktioniert mit Strom“, ruft Noah. Doch im Mittelalter war der noch gar nicht erfunden, lernen die Kinder. Sie staunen, als das Burgfräulein ein kleines Häufchen Holzspäne entzündet und ein Feuer entfacht. „So haben die Leute im Mittelalter gekocht“, erklärt Helena Voigt. Während die Kinder nachdenken, staunen und erzählen, neue Informationen hören, nebenbei Wörter erklärt und Sätze korrigiert werden, merken sie gar nicht, dass Helena Voigt mit ihnen die deutsche Sprache übt.

„Die Kinder realisieren kaum, dass ordentlich Unterricht gemacht wird“, so Iris Schappert vom Referat Erziehung und Bildung der Stadt Gelsenkirchen, verantwortliche Leiterin und Organisatorin des Projektes von Beginn an. „Kinder lernen gern, sie sind neugierig und genau das leben sie im Sprachcamp aus. Unsere Pädagogen setzen das wunderbar um.“ Seit zehn Jahren schon nehmen jedes Jahr 165 Kinder mit Zuwanderungsgeschichte an diesem kostenfreien Ferienangebot teil. An verschiedenen Standorten, wie in einem Theater, Zirkus oder Bauernhof wird dasselbe Sprachförderkonzept angeboten. Alle teilnehmenden Kinder gehen in die dritte Klasse. Denn ab der zweiten Klasse können fast alle Kinder lesen und



Gelsenkirchen

schreiben. „Das ist die ‚Halbzeit‘ in der Grundschule, dann ist noch Zeit genug, um größere Defizite durch Sprachförderung auszugleichen“, erklärt Iris Schappert. Die ersten Pisa-Ergebnisse hätten deutlich gemacht, dass es einen sehr hohen Handlungsbedarf im Bereich der Sprachförderung im deutschen Bildungssystem gebe. Vor zehn Jahren wurden deshalb die Sprachcamps in den Ferien als präventives, zusätzliches Sprachförderangebot ins Leben gerufen. Mehr als die Hälfte aller Grundschul Kinder in Gelsenkirchen haben laut Schappert einen Migrationshintergrund. „Oft fahren Kinder in den Ferien in ihre Heimatländer und sprechen nur noch in ihrer Muttersprache. Weil sie die deutsche Sprache kaum anwenden, haben sie nach den Ferien manchmal Defizite in der Schule.“ Die Sprachcamps sollen dem vorbeugen und den Kindern helfen, ein sicheres Sprachgefühl zu entwickeln.

Die Sprachförderkräfte im Camp arbeiten nach dem Konzept der Sprachdidaktikerin Prof. Dr. Heidi Rösch. Der Sprachunterricht ist systematisch strukturiert und folgt dem Prinzip eines linguistisch fundierten Konzeptes für Deutsch als Zweitsprache. Der täglich zweistündige Sprachförderunterricht am Vormittag wird, so der Fachjargon, mit handlungsorientierten Komponenten verknüpft. Das heißt: Die Kinder wenden in den Projekten am Nachmittag die am Morgen erarbeiteten Sprachmuster an und festigen sie. Auf dem Ziegenmichelhof geschieht das etwa auf dem Ritterturnierplatz, bei den Pferden, Ziegen und Hühnern oder beim mittelalterlichen Kochen in einem der verwunschenen Häuschen. Der Ansatz nennt sich explizite und implizite Sprachförderung. „Explizit“ steht dabei für das Fördern in den Bereichen Grammatik und Wortschatz im Sprachunterricht und „implizit“ für das aktive Sprachhandeln in der Projektarbeit. „Die Kombination aus Anstrengung und Spaß ist das Geheimrezept“, so Iris Schappert. Laut Schappert lösen die so genannten sprachintensiven Aktivitäten in der Projektarbeit implizite Lernprozesse aus und wirken motivierend auf die Kinder. Die Kinder seien richtig herausgefordert, alles richtig gut zu machen. Dann, wenn sie das Gelernte am letzten Tag ihren Eltern präsentieren – in einem Theaterstück, einer Zirkusvorstellung oder mit einer bunten Präsentation, so wie am heutigen Tag.

Viele Eltern sind gekommen – auch Efes Papa. Er sitzt in einer der ersten Reihen in dem großen weißen Zelt. 45 Kinder stehen mit bunten Kappen und Ziegenmichelhof-T-Shirts auf der Bühne und rufen im Chor: „Adjektive sind nicht schwer, sie sagen uns, wie ist wer!“ und dann hagelt es Adjektive, wie „dick“ und „dünn“, „klein“ und „groß“,

„tief“ und „hoch“. Danach tragen die Kinder Artikel aus der Steinzeit vor, wie „das“ Korn, „die“ Ähre, „der“ Stein oder „das“ Mehl und zeigen, dass sich Possessivpronomen leichter mit Wörtern aus dem Indianerreich lernen lassen: „Meine“ Bemalung, „dein“ Kopfschmuck oder „sein“ Tipi rufen die Kinder. Am Ende ist das Zelt voll mit stolzen Kindern und noch stolzeren Eltern. Efes Vater findet toll, was den Kindern hier geboten wird. „Wir mussten Efe sogar einmal davon abhalten, hierhin zu fahren, weil er krank war. Er wollte keinen Tag des Sprachcamps verpassen“, erzählt er. Interdisziplinäre Fachkräfteteams aus Lehrern, Fachkräften aus dem jeweiligen Projekt (Theater, Bauernhof, Zirkus) und Pädagogen für Freizeitangebote kümmern sich zwei Wochen um die Kinder und schließen auch die Eltern in das Sprachförderprogramm mit ein. Die Pädagoginnen Melahat und Büsra Tonyali bieten parallel Elternkurse an, in denen die Mütter und Väter Tipps und Materialien an die Hand bekommen, mit denen sie mit ihren Kindern zuhause weiter üben können.

Finanziert wird das Projekt, das ein festes Modul der Sprachförderung ist, zu 70 bis 80 Prozent über den Landesjugendplan. Den übrigen Anteil übernimmt die Stadt Gelsenkirchen. „Sprachcamps sind ein wichtiger Baustein in der Gelsenkirchener Präventionskette und damit die Investition wert“, sagt Schappert von der Stadt Gelsenkirchen. Die Investitionen in die vorbeugende Unterstützung lohne sich. 2004 wurde ein äquivalentes Angebot in Bremen wissenschaftlich auf seine Wirksamkeit geprüft. Für die Studie wurde eine Gruppe mit Kindern untersucht, die einfachen Sprachförderunterricht bekommen und eine andere Gruppe, die die Kombination aus expliziter und impliziter Sprachförderung wie im Gelsenkirchener Sprachcamp erhalten hatte. Kurz nach der Förderung und drei Monate danach wurden die Kinder getestet. Der Wissensgewinn der Kinder mit dem Kombipaket sei deutlich größer und nachhaltiger gewesen, sagt Iris Schappert: „Die Kinder haben mehr gelernt und wussten nach drei Monaten noch viel davon“.

Noah, Efe und die anderen Kinder haben über Lerneffekte und Kompetenzsteigerungen wahrscheinlich kein Mal nachgedacht in ihren Wochen auf dem Ziegenmichelhof. Sie erzählen von den lustigen Ziegen, den verrückten Papageien und der süßen Katze. Sie sind stolz auf das, was sie gelernt haben. Auf die Frage, ob sie noch mal wieder kommen wollen, ertönt ein ohrenbetäubendes „Ja!“ aus allen Kinderkehlen. Dann gibt es kein Halten mehr. Vor dem Zelt wartet eine Überraschung: Ein Eiswaagen – und den will keiner verpassen.



„ERSTE-HILFE-KURS IM DEUTSCHLERNEN“

Ehrenamtliche Sprachpaten engagieren sich in Grund- und Förderschulen des Kreises Düren für Kinder, die Probleme mit der deutschen Sprache haben. Durch die individuelle Förderung sollen die Jungen und Mädchen im Unterricht sicherer werden.

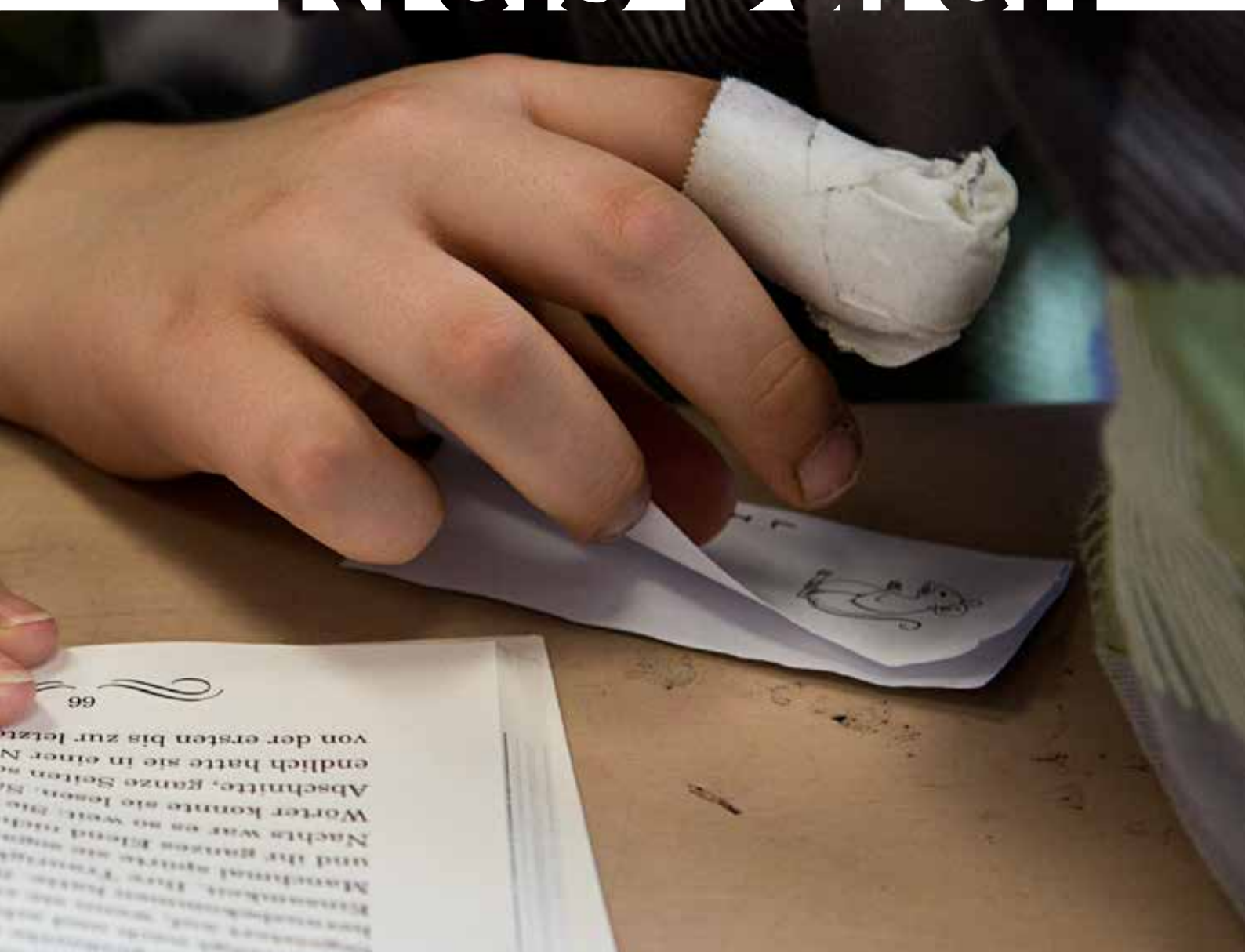
Ein Unterrichtsbesuch in der Grundschule St. Michael in Düren-Lendersdorf. Barbara Gossel engagiert sich als ehrenamtliche Sprachpatin im Kreis Düren. Sie ist eine von knapp 30 freiwilligen Helferinnen und Helfern, die Kinder mit Migrationshintergrund beim Erlernen der deutschen Sprache unterstützen.

Ein bisschen früher ist Barbara Gossel immer da. Stifte zurechtlegen, Arbeitsblätter sortieren und noch einmal das Programm für heute durchgehen. In den nächsten beiden Stunden gibt die 58-Jährige Einzelunterricht. Zwei Schüler mit Migrationshintergrund unterrichtet sie heute in Deutsch.

Barbara Gossel ist ehrenamtliche Sprachpatin im Kreis Düren. Früher war sie Beamtin. Ein Job, in dem sie mehr als 35 Jahre tätig war. Rückblickend bereut sie ihren Karriereweg. „Ich würde heute einen anderen Beruf wählen“, sagt sie, während sie auf dem kleinen Kinderstuhl sitzt und auf ihren ersten Schüler wartet. Die Arbeit mit Kindern mache ihr viel mehr Spaß. „Es ist wirklich erfüllend, wenn ich sehe, dass die Kleinen bei mir etwas lernen und ich Ihnen etwas mit auf den Weg geben kann.“

Pünktlich um 8.55 Uhr kommt Dawid zur Tür rein. Der 10-Jährige trägt eine schwarze Wollmütze. Was während der Schulzeit nicht erlaubt ist, spielt bei Barbara Gossel eine untergeordnete Rolle. Hier darf er das. „Jedes Kind

Kreis Düren



bekommt bei mir die Freiräume, die es braucht“, erklärt sie. Gossel arbeitet ganz bewusst ohne Lehrer-Autorität. Mit Dawid füllt sie heute mehrere Lückentexte aus. Satzzeichen sowie Groß- und Kleinschreibung stehen auf dem Stundenplan. Für den Jungen kann jeder Satz eine Herausforderung sein. Wenn es bei Dawid nicht so gut funktioniert, fängt er an, auf dem Stuhl zu wippen. Barbara Gossel lässt ihm Zeit, die Lösung zu finden. Das Verhältnis ist herzlich und vertraut. „Im Unterricht bin ich schon sicherer geworden“, sagt Dawid stolz. Seine Eltern sind vor zwei Jahren aus Polen nach Deutschland gezogen.

Das Wertvollste an ihrer Arbeit ist für Barbara Gossel das Verhältnis zu den Kindern: „Sie schenken mir ihr Vertrauen und erzählen mir auch persönliche Dinge aus ihrem Leben.“ Bei vielen Kindern gebe es auch einfach einen Bedarf an Nähe und Zuneigung. „Ich nehme nicht nur die pädagogische Rolle wahr, sondern ersetze auch manchmal die Eltern“, erzählt sie.

Für Dawids Klassenlehrerin, Ulrike Kleine-Uebbing, ist das ehrenamtliche Engagement von Barbara Gossel eine willkommene Unterstützung. Zwischen den beiden Stunden treffen sie sich im Lehrerzimmer. „Die Zusammenarbeit mit ihr als Sprachpatin ist für uns unheimlich wichtig. Es gibt viele Kinder mit Förderbedarf und wir Lehrer können einfach nicht immer jedem Kind so gerecht werden, wie wir es gerne tun würden.“ In regelmäßigen Abständen tauschen sich Sprachpatin und Klassenlehrerin miteinander über den Fortschritt aus. Sei es bei einem Kaffee im Lehrerzimmer oder spätabends per E-Mail. Neben Barbara Gossel arbeiten an der Grundschule St. Michael noch zwei weitere Sprachpatinnen, die sich um insgesamt fünf Kinder kümmern.

Bevor der Gong zur dritten Stunde ertönt, sitzt Barbara Gossel schon wieder in der Bibliothek im ersten Stock. In ihrer zweiten – und für heute letzten – Stunde übt sie mit Andrei lesen. Der 11-Jährige hat rumänische Wurzeln und ist vor einem Jahr nach Deutschland gekommen. Für ihn



Barbara Gossel hilft als ehrenamtliche Sprachpatin beim Deutschlernen:
„Es ist wirklich erfüllend, wenn ich sehe, dass die Kleinen bei mir etwas
lernen und ich Ihnen etwas mit auf den Weg geben kann.“



Mit Klassenlehrerin Ulrike Kleine-Uebbing (r.) tauscht sich Barbara Gossel regelmäßig über den Lernfortschritt aus.



ist die Stunde deutlich anstrengender als für Dawid. Andrei hat Probleme, sich zu konzentrieren und kann nicht flüssig lesen. Barbara Gossel und er suchen sich aus einer grünen Kiste voller Kurzgeschichten eine Erzählung raus, die Andrei vorlesen soll. Zwischen den Absätzen stellt Sprachpatin Gossel immer wieder Verständnisfragen. Andrei ist sichtlich angestrengt und schaut zwischendurch immer auf die Uhr, die über der Klassentür hängt. Nach der Lektüre soll der Viertklässler noch einige Aufgaben erledigen, die sich auf die Kurzgeschichte beziehen. Eine lautet: „Denke Dir ein anderes Ende aus.“ Andrei entgegnet: „Wieso? Das Ende ist doch okay so.“ Barbara Gossel schmunzelt.

Jill Schulléri koordiniert die Arbeit aller Sprachpaten im Kreis Düren. „Außerhalb der Stadt Düren gab es bis vor zwei Jahren kein strukturelles Angebot zur Sprachförderung von Kindern“, erzählt Schulléri. Mittlerweile habe sich die Zahl der Kinder und Sprachpatinnen und –paten verdreifacht. 29 Sprachpatinnen und –paten betreuen heute 41 Kinder. „Wir sind oft ein Erste-Hilfe-Kurs im Deutschlernen für die Kleinen“, so Schulléri. Sie selbst kommt aus Cardiff und weiß aus eigener Erfahrung, dass Deutsch nicht zu den leichtesten Sprachen gehört.

Je nach Förderbedarf eines Kindes entscheiden Jill Schulléri und die betreffende Schule, welcher Sprachpate geeignet ist und wie häufig sich beide treffen. Ist ein Sprachpate gefunden – in der Fachsprache „Matching“ genannt –, muss im Stundenplan eine Lücke geschaffen werden. „Mathe, Sport, Kunst und Musik sind aber Tabu“, versichert Schulléri.

Im Kreis Düren hat ehrenamtliches Engagement eine lange Tradition. In den 15 kreisangehörigen Gemeinden engagiert sich ein Drittel der knapp 260.000 Einwohner in verschiedenen Einrichtungen und Projekten. Dazu gehören neben dem Babybegrüßungsdienst auch die Familien- und Vorlesepaten.

Angela Stefan arbeitet im Regionalen Bildungsbüro des Kreises. Sie freut sich besonders, dass sich im Regionalen Bildungsnetzwerk zahlreiche Eltern engagieren. „Da haben wir in Nordrhein-Westfalen ein Alleinstellungsmerkmal.“ Durch die Einbindung der Eltern steige auch die Akzeptanz des Engagements vor Ort. Manche Interessierte wissen laut Stefan allerdings nicht, auf welche Weise sie aktiv werden können. Eine koordinierende Stelle könnte zukünftig für mehr Transparenz sorgen.

Voraussetzung für alle Helferinnen und Helfer ist eine praxisnahe Schulung. Das gilt auch für Barbara Gossel und die anderen Sprachpatinnen und Sprachpaten. Sie wurden in einem fünftägigen Lehrgang qualifiziert. Koordinatorin Schulléri ist froh, so viele Ehrenamtliche gefunden zu haben. Im Sprachpaten-Projekt engagieren sich unterschiedliche Menschen – vom Studenten bis zum Rentner. Koordinatorin Jill Schulléri freut sich besonders darüber, dass jeder Zweite von ihnen einen direkten Bezug zum Ausland hat. „Entweder waren sie selbst für längere Zeit in einem anderen Land, haben jemand aus dem Ausland geheiratet oder sogar Familie außerhalb Deutschlands.“

In St. Michael packt Barbara Gossel ihre Sachen. Der Unterricht ist für diese Woche vorbei. Wenn Dawid und Andrei die Schule wechseln, will die 58-Jährige weiterhin für die beiden Jungen da sein. „Ich kann mir gut vorstellen, sie weiter zu begleiten und ihnen bei zukünftigen schulischen Herausforderungen zur Seite zu stehen.“ Einzige Voraussetzung: Die beiden Jungen müssen wollen. Denn das Angebot lebt von der Freiwilligkeit – auf beiden Seiten.

Weitere Infos unter:
<http://tinyurl.com/kekiz9>



MIT DER SCHATZKISTE IN DIE NEUE SCHULE

An neun Wittener Grundschulen wird im laufenden Schuljahr eine Schatzkiste eingeführt, um den Kindern der vierten Klasse beim Übergang in die weiterführende Schule zu helfen. Die Portfolioarbeit soll sie anregen, ihre Stärken und Talente zu reflektieren und der neuen Schule ihre Interessen zu zeigen – für einen gelingenden Start in der neuen Institution.

Ich mag nicht: „Ärgern“, „auslachen“, „lügen“, „streiten“ und ganz besonders nicht „wenn andere Kinder die Tür zu halten“ – das und vieles mehr haben Grundschülerinnen und Grundschüler aus Witten in kleine auf Papier gedruckte Wutmonster geschrieben und sie dann kunterbunt ausgemalt. Außerdem haben sie einen Steckbrief verfasst, auf dem ihre Spitznamen, Lieblingsbeschäftigungen und Vorlieben stehen. Sie haben aufgeschrieben, wie sie am besten lernen und auch wie sie das Wutmonster stoppen, wenn es sie gepackt hat. „Bis zehn zählen“, das helfe gegen die Wut, schreibt ein Mädchen. „Sich fünf Mal drehen“ ist ein anderer kreativer Kindervorschlag. Ihre Ideen, Gedanken und Wünsche haben die Kinder am Ende in eigene, kleine Schatzkisten gelegt, um sie mit in die neue Schule zu nehmen.

So geschehen bei einem ersten Testlauf des Portfolioprojekts „Schatzkiste“, das den Kindern dabei helfen soll,

dem Wechsel in die neue Schule sicherer und gelassener entgegen zu sehen. Im Wittener Kindertreff „Haus der Jugend“ konnten sich Kinder mit den folgenden fünf Bausteinen beschäftigen: „Das bin ich“, „So kann ich am besten lernen“, „Das Wutmonster und der Wutstopper“, „Wünsche und Vorstellungen zur neuen Schule“ und „Meine Schätze“. Laut Lisa Kasper von der Landeskoordinierungsstelle „Kein Kind zurücklassen! Kommunen in NRW beugen vor“, die die Stadt Witten im Modellvorhaben begleitet, war der erste Test ein voller Erfolg. „Es hat sich gezeigt, dass die Materialien bei den Kindern gut ankommen und sie viele eigene Erfahrungen visualisieren können.“

Deshalb soll die Schatzkisten nun in neun Grundschulen in Witten eingesetzt werden. Die Portfolioarbeit ist eine pädagogische Methode, bei der Kinder ein individuelles Produkt erstellen können, das ihre Fähigkeiten und Stärken ausdrückt. Mithilfe von Fotografien, Präsentationen,

Witten



**Weitere Infos unter:
<http://tinyurl.com/kekiz10>**

Texten oder – wie in Witten – mit der Schatzkiste sollen Schülerinnen und Schüler dabei etwas Greifbares erschaffen, das sie mit Stolz erfüllt – so das Ziel. Die Schatzkiste gibt Anregungen, eigene Stärken zu reflektieren und sich zu fragen, was in der neuen Situation helfen könnte. Gleichzeitig enthält die Schatzkiste für die Lehrkräfte an der neuen Schule wichtige Informationen über die Interessen und Stärken der Neuankömmlinge. Für Lehrerinnen und Lehrer bietet das Portfolio die Chance, neben reinen Noten viel über die individuelle Persönlichkeit des Schülers zu erfahren. Lehrkräfte der weiterführenden Schulen können diese Informationen nutzen, um bei jedem Kind an Erlerntes und Vertrautes anzuknüpfen. Die Schatzkiste helfe, die Voraussetzungen für einen gelingenden Start an der weiterführenden Schule zu optimieren, findet Gordon Stelmaszyk vom Amt für Jugendhilfe und Schule der Stadt Witten, der das Projekt mitentwickelt hat: „Die Aufzeichnungen der Kinder erklären uns ihre Welt und daraus

können die Lehrerinnen und Lehrer an der weiterführenden Schule wichtige Informationen ziehen.“

Sein Team vom Amt, Lehrerinnen- und Lehrer der Grund- und weiterführenden Schulen sowie Schulsozialarbeiterinnen und Schulsozialarbeiter haben das Projekt gemeinsam geschaffen. Die Schatzkiste ist das Ergebnis mehrerer gemeinsamer Workshops, an denen alle Grund- und weiterführenden Schulen der Stadt beteiligt waren. Jede Schule, die bei der Erprobung der Schatzkiste mitmacht, hat einen Kooperationsvertrag mit der Stadt Witten abgeschlossen und eine Handreichung zur Umsetzung der Schatzkistenarbeit erhalten. Henrike Pfordt vom Wittener Jugendamt hat geholfen, alle Grund- und weiterführenden Schulen auf die Umsetzung der Schatzkiste vorzubereiten. Dabei stieß sie auf überwiegend positive Resonanz: „Der Bedarf an diesem Übergang zu arbeiten war groß, genau so wie die Bereitschaft gemeinsam im



Die Portfolioarbeit soll die Kinder anregen, ihre Stärken und Talente zu reflektieren und der neuen Schule ihre Interessen zu zeigen.



In die Schatzkisten gehören auch die Dinge, die die Kinder gar nicht mögen.

Sinne des Kindes zu handeln.“ Das Portfolio sei deshalb dialogisch mit den Schulen entwickelt worden. Pfordt ist glücklich, nun neun Grundschulen und alle weiterführenden Schulen für die Pilotphase gewonnen zu haben.

Neben der kooperativen Zusammenarbeit haben die Schulen auch ganz eigene Ideen entwickelt, um die Schatzkistenarbeit bei sich umzusetzen. So plant eine Grundschule eine Projektwoche – die Übergangswache –, bei der Arbeit an der Kiste im Mittelpunkt stehen soll. Auch über den Empfang der Kisten hat man sich Gedanken gemacht. Eine weiterführende Schule plant dafür einen Kennenlernnachmittag ein. Wenn die Kinder es möchten, schauen die zukünftigen Klassenlehrerinnen und Klassenlehrer dann in die Kisten hinein und erfahren so frühzeitig, welche Vorstellungen und Wünsche die Kinder haben. Die Kiste soll so zum Bindeglied werden und ein erstes Band der Kommunikation zwischen beiden Institutionen knüpfen.

Ziel ist es, den Blick zu wechseln – weg von Institutionen, hin zum Kind und in den Fokus zu rücken, wie die Kinder selbst dem Wechsel in die weiterführende Schule begeg-

nen. Lisa Kasper von der Landeskoordinierungsstelle von „Kein Kind zurücklassen! Kommunen in NRW beugen vor“ lobt die Wittener Portfolioarbeit: „Im Modellvorhaben arbeiten die Kommunen am Aufbau von Präventionsketten und verfolgen dabei die Maxime `Vom Kind her denken`. Die Schatzkiste erfüllt diesen Anspruch.“ Sie helfe auch potentiellen Problemen am Übergang vorzubeugen, weil dieser strukturiert vorbereitet werde, erklärt Kasper weiter. Die fachbereichsübergreifende Vernetzung beim Aufbau sinnvoller Präventionsangebote ist ein weiterer Anspruch des Modellvorhabens, um Wissen zu Bündeln und Parallelstrukturen zu vermeiden. Ebenso lobenswert sei deshalb die institutionsübergreifende Erarbeitung des Portfolios. „Ich wünsche den Schulen und vor allem den Schülerinnen und Schülern bei der Umsetzung viel Freude“, so das Fazit von Lisa Kasper.

Am Ende dieses Schuljahres treffen sich die Vertreterinnen und Vertreter der Schulen wieder, um ihre Erfahrungen mit der Schatzkiste auszuwerten.

RUND UM

DIE JUGENDPHASE



Im Projekt „Robinson“ in Arnsberg bauen zehn Jugendliche über mehrere Monate gemeinsam ein Boot. Der krönende Abschluss: Mit dem fertigen Katamaran stechen die Jugendlichen gemeinsam in See. Das Projekt verleiht vielen der Jugendlichen Selbstbewusstsein und schafft neue berufliche Perspektiven.

Durch das große Tor der Werkstatt gießt die Abendsonne orangefarbenes Licht und wirft lange Schatten hinter die Schmirgelpapierrollen, Hämmer, Holzklötze, Pinsel und Kleisterbecher, die überall auf den Tischen und Werkbänken herumstehen. Eine Spitzsäge heult auf, haarige Borsen werden in eine klebrige Flüssigkeit getaucht. Zwischen Vogelgezweitscher, das aus den Wäldern herein dringt, kratzen und schmatzen Pinsel über Holzplanken.

Hier, in einer kleinen Werft am Stadtrand von Arnsberg entsteht durch die Hände von Fabian, Karla, Maurice und Leon ein Boot. Seit ein paar Wochen arbeiten sie daran. Das Grundgerüst eines Kanus liegt nun nackt und braun in der Mitte der kleinen Halle.

Die Jugendlichen sind zwischen zwölf und 17 Jahren alt und kommen jeden Donnerstag zu Peter Radischewski in die Werkstatt, um im Laufe eines halben Jahres ein Kanu zu bauen, das sogar zu einem Katamaran umfunktioniert werden kann. Radischewski ist Sozialpädagoge. Aber nicht

nur. Der Blaumann über dem Fleece-Pullover, die sonnengegerbte Haut und der kräftige Schnurrbart verraten: Hier steht ein echter Seemann.

Radischewski war ausgebildeter Elektroinstallateur, als er beschloss, Sozialpädagogik zu studieren. Seine zweite Leidenschaft gehörte aber weiterhin dem Handwerk, deshalb belegte er nebenbei Bootsbauseminare. Als er 1997 Leiter des katholischen Jugendbegegnungszentrums Liebfrauen in Arnsberg wurde, brachte er seine beiden Standbeine zusammen. Er startete das Projekt „Robinson“ – angelehnt an den berühmten Seefahrer Robinson Crusoe – und begann mit Jugendlichen Holzboote zu bauen. Gänzlich ohne öffentliche Regelfinanzierung gelang es ihm, das Projekt durch Spenden und Sponsoring kontinuierlich auszubauen. Der 53-Jährige ist stolz darauf, dass es mittlerweile die Werkstatt im Grünen gibt, mit ausreichend Platz und allen wichtigen Geräten „Mit dieser kleinen Werft ist es so, wie ich es mir immer gewünscht habe“, sagt er und blinzelt in die Sonne.

Arnsberg



Die Kinder und Jugendlichen hämmern, sägen und schleifen insgesamt sechs Monate: In Teamarbeit sind bisher Segelboote, Katamarane und Kanus entstanden.

Das Projekt „Robinson“ hat zum Ziel, den Horizont von Jugendlichen zu erweitern, die gerade keine berufliche Perspektive haben. Mit eigenen Händen ein Kanu zu bauen, soll ihr Selbstbewusstsein steigern und ihnen ein Gefühl von Selbstwirksamkeit verleihen – besonders dann, wenn die Jugendlichen in anderen Kontexten, wie der Schule, wenig Anerkennung erhalten. Und Wirkung hat „Robinson“ allemal gezeigt. Vor der Werft stapeln sich Segelboote und Katamarane, oben auf liegt das „Döspad-del“, ein knallrotes Kanu. Alle Jollen sind in den letzten Jahren durch die Arbeit von Jugendlichen entstanden. „Ich will ihnen zeigen, wie professioneller Bootsbau funktioniert“, sagt Sozialpädagogin Radischewski. Deshalb unternimmt er mit den Jugendlichen Betriebsbesichtigungen in Schreinereien oder bei Karosseriebauern und fährt zu Werften oder Bootsmessen.

Mit den Jahren wuchs nicht nur die Professionalität des Projektes, auch die Nachfrage nahm immer mehr zu. Mittlerweile muss Radischewski Absagen verteilen. Denn jedes Jahr werden maximal zehn Jugendliche zugelassen. Um die 100 Jugendliche haben bisher mitgemacht. Dabei hielt sich die Begeisterung anfangs in Grenzen „Erst guckten sie immer sparsam, wenn ich sie angesprochen habe. Hat der sie nicht alle? Bootsbauen?“, lacht Radischewski. Die Reaktion könne er sehr gut verstehen: „Am Anfang

fragt man sich schon, ob das mal schwimmt.“ Er zeigt auf das Kanugerüst auf dem staubigen Boden. Wer hier mitmacht, muss in der Tat Geduld mitbringen. Im Schnitt dauert der Kanubau 60 Stunden. Zehn Stunden im Monat, ein halbes Jahr lang. Das ist der Einsatz, den die Jugendlichen bringen müssen.

Fabian bringt ihn gern. Er kommt hierher, um Freunde zu treffen und gemeinsam zu arbeiten. Der 13-Jährige ist schon seit anderthalb Jahren dabei und hat bereits ein Kanu fertiggestellt. In gut fünf Monaten soll ein weiteres hinzukommen, hofft er. „Jetzt sind wir in Bauphase zwei“, erklärt er fachmännisch. Im ersten Schritt hat er mit den anderen die Rumpfteile ausgesägt und Holz aufeinander geleimt, „aufgedoppelt“ heißt das im Fachjargon, um die Planken zu verlängern. An den Rändern haben sie anschließend Löcher gebohrt und die Rumpfteile mit Blumendraht zusammengenäht. Fabian kannte das schon vom ersten Boot. Mittlerweile kann er selbstständig mit der Stichsäge umgehen und Platten aussägen: „Es ist schön, ohne Bedienungsanleitung zu arbeiten und man kommt dann in so einen Rhythmus rein“, erzählt er.

In der zweiten Bauphase muss das Boot wasserdicht gemacht werden. Vor dem Kanu kniet Karla in einer roten Jacke. Ihre braunen Locken hat sie im Nacken zusammen-



Raus aus dem Alltag und an die frische Luft: Auf dem Werkstattgelände am Stadtrand arbeiten die Jugendlichen konzentriert und Schritt für Schritt.



Zu einem Boot gehören viele Einzelteile: Unter diesen Holzplatten sollen nachher Kabel und Elektrik wasserdicht verstaut werden.



Sozialpädagoge Peter Radischewski ist stolz auf sein Projekt.

gebunden. Sie schneidet Glasfieber in kleine Stücke, um damit die Zwischenräume auszuflastern. Leon neben ihr streicht Hartz in die Fugen. Wenn alles ausgehärtet ist, können die Drähte aus den Nähten entfernt werden. Hilfe bekommen sie von Mitarbeitern, wie Wolfgang Hagemann. Er pinselt mit. Der kräftige Mann mit der Halbglatze und der schwarzen Brille erklärt den Jugendlichen die Arbeitsschritte. So auch Maurice. Am Eingang der Werkstatt schneidet der 14-Jährige mit der Säge kleine Holzplatten aus und wirbelt Staub in die Lichtstreifen. Die Platten seien für die Auftriebskörper, weiß er, um dort wichtiges Material, wie Elektrokabel, das nicht nass werden darf, zu verstauen. Karla ist heute das einzige Mädchen in der Werkstatt, aber eine Männerdomäne sei „Robinson“ nicht, sagt sie: „Meine beste Freundin ist sonst auch immer hier. In einem Jahr sind mehr Mädels, im anderen mehr Jungs dabei. Das wechselt sich ab.“

Im Projekt „Robinson“ lernen die Jugendlichen, was es heißt, im Team ein Ziel zu verfolgen und dabei konzentriert und Schritt für Schritt zu arbeiten. Der Lohn für die Mühen erwartet sie im Sommer. Dann wollen die Jugendlichen mit ihrem Kanu in See stechen. Jedes Jahr

unternimmt Peter Radischewski mit den Jugendlichen eine große Segel- und Kanutour nach Akkrum an der holländischen Seenplatte. Darauf freut sich Maurice ganz besonders. Vom Basislager aus starten mehrtägige Touren, bei denen die Jugendlichen auf unbewohnten Inseln in kleinen Zelten schlafen und ihre selbst gebauten Boote ausprobieren können – Kanus, Katamarane und Zweimaster-Segelboote.

Bis es so weit ist, müssen Karla, Maurice und die anderen noch lange arbeiten: Auftriebskörper befestigen, Sitzbänke einbauen, viel schleifen und lackieren. Damit aus dem hölzernen Gerüst ein schwimmender Viersitzer wird. Junge Menschen aus ganz unterschiedlichen Altersgruppen und Schulformen, die sich sonst vielleicht nie kennen gelernt hätten, arbeiten hier Hand in Hand. „Es gibt bei ‚Robinson‘ keinen Leistungsgedanken“, sagt Radischewski, „Jeder bringt sein Talent ein und am Ende sind alle stolz auf das Gesamtergebnis.“ Das schweißt zusammen. Die „Robinsons“ sind mittlerweile eine Clique geworden. „Richtige Freunde“, so Radischewski.



Weitere Infos unter:
[www.jbz-arnsberg.de/
 Bootsbauprojekt.htm](http://www.jbz-arnsberg.de/Bootsbauprojekt.htm)

„DAS RATHAUS FÜR JUNGE MENSCHEN ÖFFNEN“



Die Mitglieder des Gladbecker Jugendrates gestalten die Zukunft ihrer Stadt aktiv mit. In regelmäßigen Sitzungen diskutieren sie über aktuelle Themen und bringen sich in den politischen Prozess vor Ort ein.

Diskussionsrunden mit Bürgermeisterkandidaten, Teilnahme an Ratsausschüssen oder aktive Mitgestaltung vor Ort: Der Gladbecker Jugendrat zeigt, dass Politik sich nicht immer fernab von Kindern und Jugendlichen bewegt. Mit großem Engagement bringt sich die junge Generation in Gladbeck in die Lokalpolitik ein. Sie schauen nicht bloß zu, sondern gestalten aktiv mit. Eines ihrer größten Anliegen derzeit: eine Verbesserung der Lernbedingungen in den örtlichen Schulen.

Einer der Jugendratsmitglieder ist Dustin. 18 Jahre alt, groß gewachsen, braunes Haar. Er trägt ein blau-weiß kariertes Hemd. Seit viereinhalb Jahren ist er Mitglied im Jugendrat. Der Schüler hat schon in der Berufsorientierungswoche gewusst, was er später einmal werden will: „Bürgermeister“, sagt er und lacht. Bei einem Treffen mit dem echten Stadtoberhaupt wurde er auf den Jugendrat aufmerksam. Dustin trat sofort ein. Mittlerweile ist er seit viereinhalb Jahren dabei.

Ganz neu ist hingegen Berrin. Die 14-jährige Schülerin ist erst seit drei Monaten Mitglied im Jugendrat. Sie ist über eine Freundin auf die Institution aufmerksam geworden. „Mir ist das Thema ‚Mitbestimmung‘ sehr wichtig“, erklärt

sie. Da sie selbst noch nicht wahlberechtigt sei, freue sie sich besonders darüber, dass sie auf diese Weise die Politik in Gladbeck mitbestimmen könne. „Es ist gut, dass wir bei Themen, die uns wichtig sind, unsere Meinung sagen können.“

Was bewegt die Jugendlichen in Gladbeck? Dustin und Berrin müssen nicht lange überlegen. „Ich würde mir wünschen, dass es in unserer Stadt mehr Ausgehmöglichkeiten für Jugendliche gibt“, erzählt Dustin. Das sehen viele seiner Freunde auch so. Priorität habe für ihn aber die Sanierung der Schulgebäude. „Gute Lernbedingungen sind wichtig für gute Bildung.“ Da sei in der Vergangenheit schon einiges erreicht worden. Die Stadt Gladbeck hat für eine halbe Millionen Euro das Dach seiner Schule saniert, die IT-Verkabelung komplettiert und den Brandschutz verbessert. Berrin hingegen wünscht sich, dass die Spielplätze der Stadt verschönert werden. „Sie müssten größer werden, aber in jedem Fall auch kindgerechter.“ Die Rutschen seien zu alt. „Da müsste sich meiner Meinung nach etwas tun.“ Deswegen hat sie sich fest vorgenommen, das Thema in einer der nächsten Jugendratssitzungen einzubringen.

Gladbeck



„Ich würde mir wünschen, dass es mehr Ausgahmöglichkeiten für Jugendliche gibt“: Dustin, 18 Jahre, setzt sich für seine Altersgruppe ein.

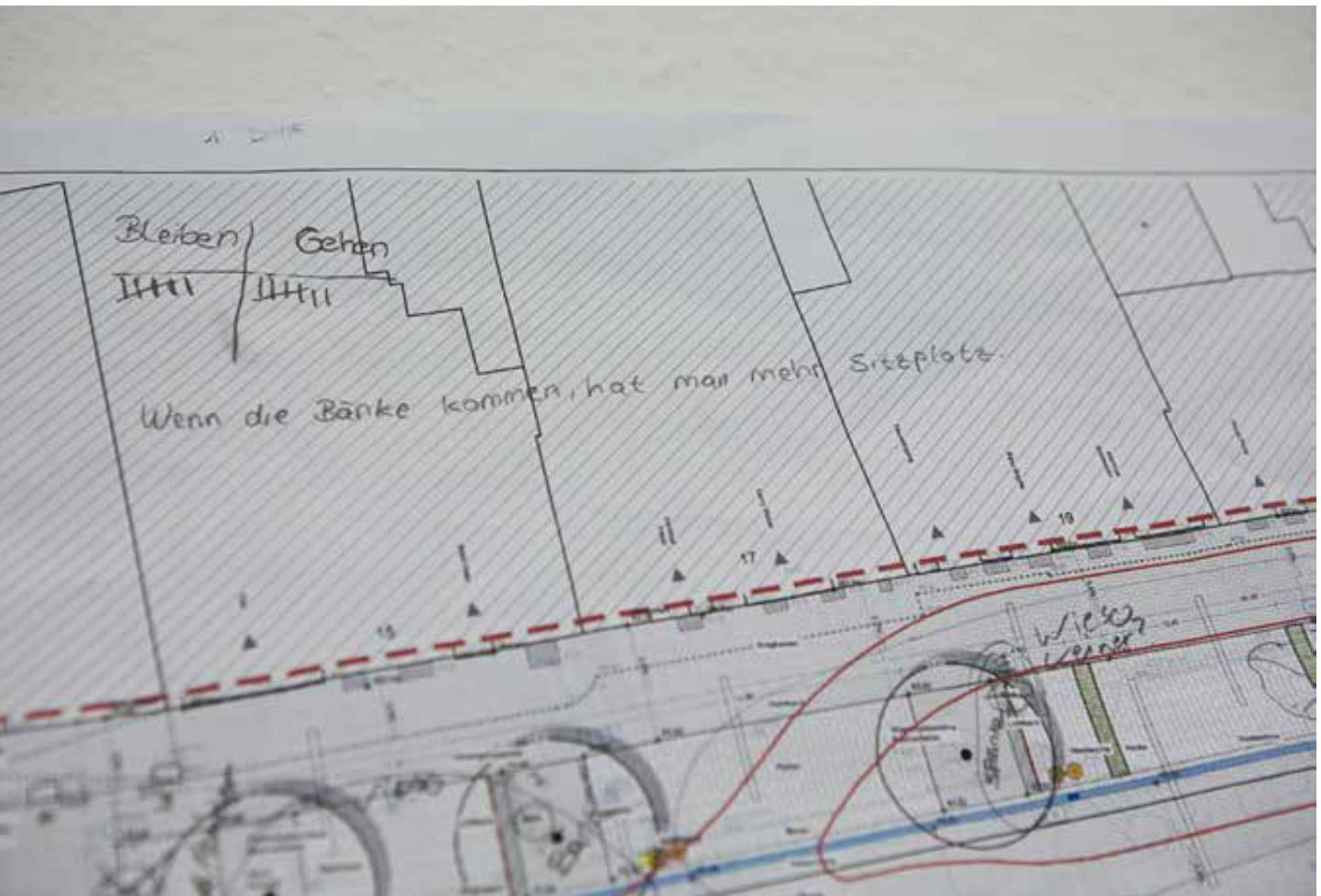
Bettina Weist leitet das Amt für Bildung und Erziehung der Stadt Gladbeck, der Jugendrat ist organisatorisch an das Amt angegliedert. Sie war an der Konzeptentwicklung des Jugendrates eng beteiligt. Im politischen Alltag hat der Jugendrat eine beratende Funktion in den Fachausschüssen des Stadtrates. „Die Sichtweise der Jugendlichen fließt dadurch in den Entscheidungsprozess ein.“ Was zu Beginn durch ein Gentlemen's Agreement geregelt wurde, ist nun in der Hauptsatzung der Stadt Gladbeck festgeschrieben. Neben dem Seniorenrat ist der Jugendrat damit die zweite beratende Institution auf lokaler Ebene. „Bürgermeister Roland wollte das Rathaus 2004 nach seiner Wahl für junge Menschen öffnen“, sagt sie. Immerhin sei das die Gruppe, die am längsten von städtischen Entscheidungen betroffen sei. „Und Politikverdrossenheit war natürlich auch ein Grund.“ Bevor Bettina Weist Amtsleiterin wurde, war sie die erste Kinder- und Jugendbeauftragte der Stadt. In dieser Funktion war sie direkt an das Büro des Bürgermeisters angebunden. Diese Stelle wurde begleitend zum Jugendrat eingeführt.

Der Jugendrat hat in der Lokalpolitik zentrale Funktionen. Jeweils zwei Mitglieder nehmen regelmäßig an den Sitzungen der Fachausschüsse des Stadtrates teil. Hier gewähren der Stadtrat und seine Ausschüsse den Jugendlichen ein umfangreiches Informationsrecht. Das bedeutet, dass die Jugendlichen, die Ausschüsse besuchen durch eine Einladung über alle öffentlichen Tagesordnungspunkte der jeweiligen Sitzung informiert werden. Sie dürfen auch an allen Sitzungen der Fachausschüsse teilnehmen und

sich im Plenum äußern. Gibt es von Seiten der Jugendlichen Vorschläge für die Tagesordnung, können sie diese einbringen.

Im Turnus von drei Monaten tagt das Plenum des Jugendrates mit derzeit 65 Mitgliedern. Einmal in der Woche treffen sich etwa 25 aktive Mitglieder des Jugendrates im Alter zwischen zehn und 21 Jahren in einer Arbeitsgruppe. Mitmachen kann jeder, jährlich werden die Mitglieder des Jugendrates in den Schulen der Sekundarstufe und in den Jugendverbänden und Jugendeinrichtungen gewählt. Darüber hinaus können sich interessierte Kinder und Jugendliche an die hauptamtliche Geschäftsführerin des Jugendrates und Kinder- und Jugendbeauftragte Mona Koepernik wenden. Das überparteiliche Gremium besteht zum Teil aus gewählten Mitgliedern und einer großen Zahl an Freiwilligen. Zu den Jugendratsaufgaben gehören neben der Teilnahme an Ausschusssitzungen auch die Organisation verschiedener Veranstaltungen, wie die U18-Wahl in Schulen und anderen Einrichtungen. Kochen mit dem Seniorenbeirat und dem Bürgermeister steht ebenso auf dem Programm wie eine Podiumsdiskussion mit den Bürgermeisterkandidaten für die diesjährige Kommunalwahl.

Großes Aufsehen erregte der Jugendrat im Jahr 2006 mit einer von ihm angeregten Umfrage zur Ausbildungssituation von Jugendlichen in der Stadt Gladbeck. 1.300 Jugendliche wurden befragt, ob sie mit den kommunalen Ausbildungsangeboten vertraut sind. „Das Ergebnis war erschreckend“, erinnert sich Amtsleiterin Bettina Weist.



Weitere Infos unter:
www.jugendrat-gladbeck.de





Einmal pro Woche treffen sich knapp 25 aktive Mitglieder des Jugendrates. Sie diskutieren und informieren sich gegenseitig über aktuelle Themen.

„Nur ganz wenige wussten von unseren Maßnahmen.“ Auf Basis dieser Ergebnisse hat der Jugendrat zusammen mit der Regionalen Arbeitsstelle zur Förderung von Kindern und Jugendlichen aus Zuwandererfamilien ein Konzept zur Jugendberufshilfe formuliert, das 2007 gemeinsam mit der Alfred Krupp von Bohlen und Halbach-Stiftung umgesetzt wurde. „Daraus“, so Weist, „ist eine ganz neue Dynamik in der Stadt entstanden.“ Mit Unterstützung der Krupp-Stiftung wurde das Anstoß-Büro finanziert, bei dem Schülerinnen und Schüler der Haupt- und Gesamtschulen durch ein Ausbildungscoaching unterstützt wurden. Nach Abschluss der Projektförderung wurde die Konzeption des Ausbildungscoachings mit den Aufgaben der Jugendberufshilfe verknüpft und dauerhaft fortgeführt.

Die Entwicklung im Kinder- und Jugendbereich spiegelt auch den Schwerpunkt der Kommunalpolitik wieder, in der es eine konsequente Weichenstellung zu einer besseren und vorbeugenden Familienpolitik gegeben hat. „Bürgermeister Ulrich Roland hat mit seinem Amtsantritt Prävention zur Chefsache gemacht“, erklärt Amtsleiterin Weist. Im Ergebnis seien die Strukturen im Rathaus verändert worden, die Ämterzuschnitte neu definiert.

Mit dem Dezernat IV gibt es nun eine Institution, in der die für Kinder, Jugendlichen und Familien bedeutsamen Ämter zusammengeführt sind: Amt für Bildung und Erziehung, Amt für Soziales und Wohnen, Amt für Jugend und

Familie, Amt für Integration und Sport sowie das Jobcenter. „Dabei darf man nicht vergessen, dass die Startchancen in Gladbeck denkbar schlecht waren“, blickt Bettina Weist zurück. Von allen Städten im Kreis Recklinghausen habe die Kommune die schlechtesten sozio-ökonomischen Bedingungen. Dass der eingeschlagene Weg funktioniert, zeige der zweite Familienbericht aus dem Jahr 2012: „Die Situation hat sich verbessert. Vor allem hat sich die Sprachkompetenz bei Kindern im Alter von vier bis sechs Jahren verbessert.“

Die beiden Schüler Dustin und Berrin wollen sich auch weiterhin konsequent in die Arbeit des Jugendrates einbringen. Berrin möchte mehr von ihren Ideen realisieren und die Lokalpolitik beeinflussen. Dustin hingegen, der gerade sein Abitur macht, denkt schon weiter. „Ich will bald in eine Partei eintreten.“ Noch habe er sich allerdings nicht entschieden, für wen sein politisches Herz schlägt. Haben ihn seine Erfahrungen im Jugendrat in der Entscheidung beeinflusst, Bürgermeister werden zu wollen? Ich kann mir das immer noch sehr gut vorstellen.“ Sicher ist: Die Einbindung von Jugendlichen hätte bei ihm auf jeden Fall auch höchste Priorität.



**EIN NETZWERK
FÜR GELINGENDES
AUFWACHSEN**

Dortmund



DAS EIGENE VIERTEL BESSER KENNENLERNEN

In der Dortmunder Nordstadt vernetzen sich Akteure im Sozialraum bei einem Rundgang durch das Quartier. Durch diese Netzwerkarbeit sollen Kooperationen entstehen, die Familien im Stadtteil helfen.

Jeden Morgen herrscht in der Missundestraße in der Dortmunder Nordstadt das gleiche Bild. Die Einfahrt zum Grundstück des Hauses der Generationen St. Antonius wird von Autos versperrt. Für Nina Großmann, die Leiterin des Familienzentrums, ist das ein Ärgernis. Sie befürchtet, dass Feuerwehrautos bei einem Einsatz nicht auf das Gelände kommen. Ihr Wunsch: Die Einrichtung einer Parkverbotszone.

Da trifft es sich gut, dass Tobias Marx vom Ordnungsamt der Stadt Dortmund heute beim Familienzentrum vorbeischaut. Er ist einer von 20 Teilnehmerinnen und Teilnehmern, die heute gemeinsam das Brunnenstraßen- und Hannibalviertel erkunden. Der „Gang durch das Quartier“ wird vom Netzwerk INFamilie organisiert und von Ingolf Sinn und verschiedenen Partnerinnen und Partnern begleitet. Er wünscht sich, dass sich die Akteure im Stadtteil noch besser kennen. Denn nur durch eine gute Zusammenarbeit könne Präventionsarbeit gelingen. „Wir wollen mit unserem Rundgang die Vielfältigkeit des Stadtteils deutlich machen und helfen, dass sich alle Beteiligten

untereinander besser vernetzen können“, so Sinn. Bei dem Rundgang werde deutlich, was das Netzwerk INFamilie mit seinen Partnern vor Ort leiste. „Der Rundgang dient als Austausch für Fachkräfte und andere Interessierte. Zusammen können wir Erfahrungen über die Zusammenarbeit, über Bedarfe und Angebote sowie neue Kooperationen sammeln.“ Sinns Wunsch: Neue Partner oder Initiativen finden, die sich im Stadtteil engagieren. Die Akteure im Stadtteil können sich durch das Angebot nicht nur untereinander besser kennenlernen. Sie bekommen auch einen anderen Blick auf ihr Quartier. „Wenn daraus eine Kooperation im Netzwerk entsteht, profitieren die Familien in unserem Stadtteil durch diese Synergie-Effekte enorm.“ Man merkt schnell, dass Ingolf Sinn mit ganzem Herzen bei der Sache ist.

Die erste Station ist das Elterncafé in der Grundschule „Kleine Kielstraße“. In dem Raum in der ersten Etage gibt es verschiedene Angebote, darunter auch eine Nähgruppe für kurdische Mütter. Ziel ist es, das Selbstwertgefühl der Frauen zu stärken. Nebenbei bekommen sie von den



Entstanden durch das Engagement vieler Akteure: Der Bürgergarten im Brunnenstraßen- und Hannibalviertel.

Weitere Infos unter:
<http://tinyurl.com/kekiz12>

Fachkräften – darunter Lehrer, Schulsozialarbeiterinnen sowie Betreuungspersonal vom Offenen Ganztage – Tipps zu den Themen „Schule“ und „Integration“. Nur ein paar Meter neben der Schule befindet sich die AWO-Kinderstube „Spielwiese“. In den Räumlichkeiten werden neun Kinder zwischen zwei und vier Jahren betreut. Hier lernen die Teilnehmerinnen und Teilnehmer des Rundgangs, viel über das Konzept der Einrichtung: Die Kinderstuben bereiten auf die Kita vor und richten sich an Kinder, die bisher noch keinen Kita-Platz bekommen haben. Das Tagesprogramm reicht von kreativem Arbeiten bis hin zur individuellen Sprachförderung. Auch der Einbezug der Eltern spielt eine große Rolle. Silvia Jung ist eine von drei Tagesmüttern. „Es ist toll, die positive Entwicklung der Kinder zu sehen“, erklärt sie den Besucherinnen und Besuchern, während ihre beiden Kolleginnen sich parallel um die Kinder kümmern.

Das Besondere an den insgesamt drei Kinderstuben, die im Stadtteil von der AWO und der FABIDO, der familienergänzende Bildungseinrichtungen für Kinder in Dort-

mund, betrieben werden, sind auch die Räumlichkeiten. Sie befinden sich in freien Büroräumen oder Ladenlokalen – und damit direkt im Stadtteil verankert. Gerade für wenig mobile Familien hat es den Vorteil, dass sie die Einrichtung fußläufig erreichen können. „Wir glauben“, so Ingolf Sinn vom Netzwerk INFamilie, „dass die Kinderstuben eine effektive Einrichtung sind, die von jeder Kommune umgesetzt werden kann.“ Eine wissenschaftliche Auswertung werde dies demnächst auch mit harten Fakten untermauern.

Die Gruppe geht weiter durch das Quartier. Nach ein paar Minuten erreichen sie ein altes, leerstehendes Haus. Christian Schmitt von Immobilien Julius Ewald Schmitt zeigt auf die Fassade: „Wir wollen den Stadtteil durch renovierte Häuser aufwerten. Jeder soll sehen: Hier passiert etwas.“ Schmitt ist die Sanierung ein wichtiges Anliegen, denn er wohnt selbst im Stadtteil und seine Familie ist seit 1894 hier verankert. Ein paar Straßen weiter: eine große Baustelle. „Bis vor Kurzem wurden in diesem Haus Schlafplätze an ausländische Arbeiter für



Ingolf Sinn vom Netzwerk INFamilie beim Rundgang durch das Quartier: „Wir wünschen uns Synergie-Effekte.“

150 Euro pro Nacht vermietet“, berichtet Ingolf Sinn. „Das hat nun ein Ende.“ Über das Programm „Soziale Stadt“, die gemeinnützige Firma GrünBau und die DOGEWO, die Dortmunder gemeinnützige Wohnungsgesellschaft, wurde das Haus 2013 gekauft. Derzeit wird es renoviert. Für die Arbeiten werden Langzeitarbeitslose durch Firmen in der Dortmunder Nordstadt eingesetzt und qualifiziert. Die Initiative um das Haus ist, wie auch das Netzwerk INFamilie, beim Bundeswettbewerb „Preis Soziale Stadt 2014“ mit einer Auszeichnung bedacht worden.

Das Hannbial- und Brunnenstraßenviertel in der Dortmunder Nordstadt ist klein. Hier können aber manchmal schon die einfachen Dinge ein großes Problem sein. In der Gemeinde St. Antonius nebenan bereitet Bruder Maiko von den Pallotinerinnen gerade ein Mittagessen für knapp 50 Kinder vor, die bei ihm regelmäßig eine warme Mahlzeit bekommen. Zusammen mit vielen anderen helfenden Händen bringt der gelernte Koch aber nicht nur gesundes Essen auf den Tisch. „Wir helfen den Jungen und Mädchen auch bei den Hausaufgaben und allen anderen allgemeinen Lebensfragen, reden auch mit den Eltern.“ Darüber hinaus gibt es eine Abendgruppe für Kinder, die bereits eine weiterführende Schule besuchen. „Wir wollen den

Kontakt nicht verlieren“, so Bruder Maiko. Entstanden ist die Projektidee eines Mittagstisches mit Betreuung und Hausaufgabenhilfe im angrenzenden Haus der Generationen und der Grundschule Kleine Kielstraße. Mittlerweile bringen sich mehr als 50 Engagierte ein.

Zurück im Familienzentrum mit der ungelösten Parkplatzsituation. Leiterin Nina Großmann macht sich immer noch Gedanken, wie sie die versperrte Feuerwehrezufahrt in Zukunft verhindern kann. Bei einem kurzen Gespräch mit Tobias Marx vom Ordnungsamt der Stadt Dortmund gibt es Gelegenheit, über Lösungsmöglichkeiten zu sprechen. „Ich werde im Büro direkt herausfinden, wer Frau Großmann helfen kann“, sagt Marx. Für ihn ist die Rückmeldung aus dem Stadtteil wichtig. Es sei immer gut, wenn man direkt erfahre, was vor Ort verbessert werden könnte. Großmann und Marx haben sich heute zum ersten Mal getroffen – „Und das“, so Großmann, „obwohl ich schon anderthalb Jahre hier arbeite.“ Der Rundgang durch das Quartier habe sich für sie absolut gelohnt. Die anderen Teilnehmerinnen und Teilnehmer sehen das genauso. Fragt man am Ende des zweistündigen Rundgangs, wer heute etwas erfahren habe, was er vorher noch nicht gewusst habe, heben alle Beteiligten die Hand.



Ein warmes Mittagessen, Hausaufgaben- und Lebenshilfe oder Kontakt zu den Eltern: Beim Rundgang informiert Bruder Maiko von den Pallotiner-Mönchen über das Angebot.

Herausgeber:

Landeskoordinierungsstelle „Kein Kind zurücklassen!
Kommunen in NRW beugen vor“

beim

Ministerium für Familie, Kinder, Jugend, Kultur und
Sport des Landes Nordrhein-Westfalen
Haroldstraße 4, 40213 Düsseldorf

Telefon: 0211 837-02
info@mfkjks.nrw.de
www.mfkjks.nrw.de

Autoren: Lena Gilhaus, Henning Severin
Redaktion: Henning Severin
Gestaltung: ciabattoni.deSign, Witteringstr. 102, 45130 Essen
Druck: news-media Druck und Werbung, Brassertstraße 122, 45768 Marl
Fotocredits:
ISA/Lena Gilhaus: 36, 37
ISA/Martin Scherag: Titel, Seiten 25-27, 60, 63
ISA/Henning Severin: Seite 11 (unten)
ISA/Fabian Stürtz: Seiten 4, 9-12, 16, 18-20, 22, 23, 31-35, 38-43, 46-53, 56-59

Träger der Landeskoordinierungsstelle:

Institut für soziale Arbeit e.V.
Stadtstraße 20, 48419 Münster

Telefon: 0251 925-360
info@isa-muenster.de
www.isa-muenster.de

1. Vorsitzender: Prof. Dr. Hans-Jürgen Schimke
Geschäftsführerin: Truda Ann Smith

www.kein-kind-zuruecklassen.de

Auflage: 2.000
Nachdruck, auch auszugsweise, nur mit Genehmigung.



www.kein-kind-zuruecklassen.de

Mit finanzieller Unterstützung
des Landes Nordrhein-Westfalen und des Europäischen Sozialfonds

Stand: Februar 2015